

# SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 01/2010

Institut für Wertewirtschaft

[wertewirtschaft.org](http://wertewirtschaft.org)

[scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org)

# Bedienungsanleitung

Die Scholien sind eine persönliche Sammlung von Notizen, die keinen fremden Zwecken dienen, keiner Systematik folgen und nicht gefallen wollen (aber dürfen). Scholien sind lose Randnotizen in schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Der Leser weiß nicht, was ihn erwartet und darf sich überraschen lassen – beim Autor verhält es sich nämlich nicht anders.

Bloß ein Motto picke ich zufällig aus dem Text, als Einladung und Widmung, nicht als Titel. Gelegentlich findet sich eine kleine Hochzahl im Text. Diese Endnoten sind nun auf Wunsch einiger Leser direkt im Anschluß mit praktischen Kurzverweisen aufgeführt, um die Handhabung zu erleichtern und die Verleitung ins Netz noch optionaler zu gestalten.

Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, das Lektorat besorgt Stefan Sedlaczek. Alle verbleibenden Widersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus

meiner stets vieltausendseitigen Lektüre griffen mir diesmal Oliver Stein und Johannes Leitner unter die Arme; letzterer überarbeitete zudem die Endnoten.

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben, würde ich mich freuen, wenn Sie meine Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien/>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Falls Ihnen ein höherer Beitrag möglich ist, nehme ich diesen dankend als Honorar an und fühle mich im wahrsten Wortsinne geehrt.

Allgemeine und organisatorische Anfragen bitte an [info@wertewirtschaft.org](mailto:info@wertewirtschaft.org), inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen und Kritik an [scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org) zu senden. Besonders hilfreiche Einsendungen haben ab sofort die Chance, einen Forschungspreis des Instituts für Wertewirtschaft zu gewinnen (bis zu einer Unze Gold). Eine kleine Notiz kann dabei oft hilfreicher sein als ein langer Text. Nähere Informationen finden Sie unter: <http://wertewirtschaft.org/forschung/>.

# Intellektuelles Holzhacken

Teurer, treuer Leser!

Schon wieder darf ich dank des Interesses und der Unterstützung meines geschätzten Lesers zu einem Neubeginn ansetzen! Dafür bin ich ehrlich dankbar, denn dieser Leser weiß ja bereits, wieviel Freude mir das Beginnen macht.

Lassen wir uns überraschen, welche Entwicklung die Scholien in diesem Jahr nehmen werden. Vermutlich wird der Charakter als Randnotizen deutlicher. Denn neben den Scholien stehen weitere große Buchprojekte an, bei denen sicherlich allerlei Späne abfallen werden. Zugegebenermaßen handelt es sich dabei auch ein wenig um Abfallverwertung, aber das, was abfällt, ist eine notwendige Zutat, um intellektuelles Feuer zu entfachen. Wer sich, ohne solche Späne – ohne handliche Gedanken, Fragen und Notizen – an die großen Klötze wagt, gibt oft frustriert auf, wenn sich diesen bloß viel Rauch und wenig Licht abringen läßt.

Ich habe keine Scheu vor dem intellektuellen Holzhacken und kremple mir schon die Ärmel auf. Den meisten großen Denkern der letzten hundert Jahre täte es nämlich ganz gut, am Hackklotz ein wenig kleingeklopft zu werden. Wenn nicht gar ein Häcksler von Nöten ist.

Der moderne Philosoph hält es für unentbehrlich, einen schwülstigen Jargon an den Tag zu legen. Bei dieser Angewohnheit handelt es sich um eine Art moderne Esoterik, die sich rein äußerlich an die Geheimwissenschaften alten Zuschnitts anlehnt. Es handelt sich allerdings um leere Geheimwissenschaft, denn kein Zauber erfüllt sie. Nur die sekundäre Funktion der Magie bleibt erhalten: ein Code zur Abtrennung eines Kultes. Heute spräche man eher von einer „Szene“. Trennten einst Initiationsriten das kultische Innere vom weltlichen Äußeren, so übernehmen diese Funktion heute Jahre der Aneignung eines spezifischen Szene-Vokabulars.

Es erstaunt nicht, daß die Philosophie heute oft schief angeschaut wird. In vollkommener Negation ihrer ursprünglichen Bedeutung wird sie als abgetrennte Dis-

ziplin weltfremder Spinnerei wahrgenommen. Erregt der Philosoph heute Aufmerksamkeit und Achtung, dann allenfalls als talentierter Essayist. Die Philosophie wird somit zu einer Literaturgattung für das Nachtkästchen.

Einer der aktuellen Philosophen, die über größere Bekanntheit verfügen, ist Peter Sloterdijk. Er ist ein begnadeter Essayist und bemüht sich um die Rolle des Marcel Reich-Ranicki der Philosophie. Aufgrund meiner Fernsehastinenz kenne ich Sloterdijks Medientriebe nicht. Er ist mir allerdings als Autor der Sphären-Trilogie und insbesondere der berühmten „Regeln für den Menschenpark“ bekannt.

Dieser Essay ist typisch für Sloterdijks Zugang, den man etwas sarkastisch so verkürzen könnte: *Nietzsche meets Osho*. Osho ist der „Künstlernamen“ des berühmtesten jener in Pune wirkenden indischen Gurus. Sloterdijk selbst spricht von „Eurotaoismus“. Mit solchen Betonungen ist er mir nicht allzu fern, doch sein Jargon

und Habitus hat mich bislang vorwiegend stilistisch und weniger philosophisch angesprochen.

Nun belief es sich aber so, daß mir wieder einmal rein zufällig ein massenmediales Schmierblatt in die Hände fiel. Eigentlich greife ich nun noch nicht einmal mehr danach, wenn es mir kostenlos aufgeschwatzt wird, im Zug oder Flugzeug. Diesmal reichten es mir Freunde, so wandte ich zwei Minuten auf, es schnell von vorne bis hinten zu überfliegen und stieß auf einen jener Artikel, die Sloterdijk in letzter Zeit offenbar vermehrt verfaßt oder veranlaßt hat. Da riß es mich heftig, denn das las sich doch tatsächlich so, als hätte er bei mir oder einem meiner Kollegen im Institut für Wertewirtschaft abgeschrieben. Die Inhalte, die Betonungen, sogar der Stil ließen mich für einen Moment zur Überzeugung gelangen, da hätte sich der massenmedial präsentere Philosoph frei an unseren Schriften bedient.

Dies erscheint mir als überaus gutes Zeichen. Falls er abgeschrieben hat, was ich nun für weniger wahrscheinlich halte, wäre das ein Kompliment. Falls er nicht

abgeschrieben hat, so wäre es ein Hinweis auf erstaunliche Konvergenz.

Diese Konvergenz würde mich aber nicht mehr allzu sehr erstaunen, denn ich beobachte sie fortwährend. In der Kakophonie der Gegenwart bilden sich stellenweise deutliche Choräle; gänzlich ohne Chormeister in spontaner Ordnung. Einer der markantesten Refrains dieser Choräle ist: Du mußt dein Leben ändern! Letztthin schon deutete ich diese Ahnung beispielsweise als Hintergrund der Klimatheologie.

## **Du mußt dein Leben ändern**

Es ist kein Zufall, daß Peter Sloterdijks aktuellstes Buch genau diesen Refrain zum Titel hat. So wie ich sieht er darin eine „Stimme“, wenngleich er ein wenig übertreibt, wenn er über diese Stimme schreibt:

Binnen eines Jahrhunderts ist sie in den allgemeinen Zeitgeist eingeflossen, ja, sie ist zum letzten Inhalt all der Kommunikationen geworden, die um den Globus schwirren. Es gibt im Augenblick keine Information im Welt-



äther, die nicht ihrer Tiefenstruktur nach auf diesen absoluten Imperativ zu beziehen wäre.<sup>1</sup>

Sloterdijk zitiert im Buchtitel beiläufig einen der größten Poeten deutscher Sprache, Rainer Maria Rilke. Die Aufforderung zur Lebensänderung steht bei ihm als plötzliche und unvermutete Erkenntnis am Ende eines berühmten Gedichts und irritiert an dieser Stelle den Leser beträchtlich. Rilke schrieb das Gedicht 1906 in Paris, offenbar entstand es aus dem Eindruck, den eine Skulptur im Louvre bei ihm machte:

*Archaischer Torso Apollos*

Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,  
darin die Augenäpfel reiften. Aber  
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,  
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,  
sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug  
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen  
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen  
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.  
Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz  
unter der Schultern durchsichtigem Sturz

und flimmerte nicht wie Raubtierfelle;  
und bräche nicht aus allen seinen Rändern  
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,  
die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.<sup>2</sup>

Was will uns Rilke damit sagen? Ich vermute, es hat einen Grund, daß der Bezug bei Sloterdijk nur angedeutet wird – handelt es sich doch im buchstäblichsten Sinne um eine apollinische Betonung, die im Kontrast zu den dionysischen Momenten Nietzsches steht. In früheren Scholien habe ich diesen Gegensatz schon näher dargestellt. Die Lebensänderung empfiehlt sich nicht aus einer Not heraus, da steht kein *du sollst* im Text. Du mußt: du hast keine andere Wahl, wenn dich das apollinische Licht erfaßt hat. Dann gibt es kein richtiges Leben im falschen mehr, weil du es schlicht nicht mehr ertragen würdest. Eine Ahnung vom Guten, Wahren und Schönen erfüllt dich wie ein göttliches Licht.

## Das Schöngute

Im Islam nennt man diese sich auf die unmittelbare Lebenspraxis auswirkende Erleuchtung *ihsan*. Das Wort kommt von der arabischen Wurzel *hasan* – das bedeutet „schön“. Ihsan ist nach *islam* (Gehorsam) und *iman* (Glaube) die dritte Stufe der islamischen *religio* (Bindung). Zunächst hält man an sich an äußerliche Vorgaben, ritualisiert sein Leben, aus der Hoffnung auf Wahrheit, obwohl tief innen noch Zweifel nagen und das wirkliche Verständnis fehlt. Die zweite Stufe ist das Ergriffenwerden vom Glauben, das heißt, der Zuversicht, sich auf dem richtigen Wege zu befinden. Die letzte und schwierigste Stufe ist: das Leben zu verändern. Der pakistanische Sufimeister Qutub Mian erklärt, daß es dabei darum ginge,

alles so schön und gut wie möglich zu machen. Denn wenn du Gott auch nicht siehst, ist Er doch in jedem Augenblick gegenwärtig und weiß und sieht, was immer du denkst und tust. Tu deshalb alles in der schönstmöglichen Art!<sup>3</sup>

Auf diese Analogie zwischen dem Schönen und Guten weist mich auch mein Freund und Kollege Eugen-Maria Schulak hin: In einem inspirierenden Text beschreibt er das griechische Ideal der *καλοκαγαθία* (*Kalokagathia*). Übersetzt bedeutet dies die „Schöngutheit“, zusammengesetzt aus *καλός* (schön) und *ἀγαθός* (gut). Eugen weist darauf hin,

dass das Gute und Vernünftige, das sich als Leuchten einer schönen Seele fühlbar macht, ebenso Schönheit verbreiten kann und in der Tat verbreitet wie jenes Schöne, das uns als Bild und sinnlicher Eindruck gegeben ist. Das innere Leuchten der Vernunft in einem guten Menschen ist zweifellos schön [...]. Das Schöne ist die „Wohnung“ des Guten, wie es Sokrates in Platons *Philebos* formuliert. Im Schönen kommt das Gute zur Erscheinung und wird als das Wahre offenbar.<sup>4</sup>

Der etwas irritierende Begriff von der „Wohnung“ steht nicht zufällig da. Das ist nämlich die Grundbedeutung von *Ethos*. Als metaphysischer Begriff bezeichnet „Wohnung“ den *gewohnten* Ort. Auch „Ort“ ist metaphysisch zu verstehen. Ethos ist das, worin wir uns

zuhaus fühlen: ganz in unserem Element. Dies ist unser Habitus: unsere Art zu leben. Daher nannten die Griechen *Ethik* das Nachdenken über diese unsere Gewohnheiten. Lebensänderung ist stets Gewohnheitsänderung: Pflege des eigenen *Ethos* und Übung am eigenen *Ethos*.

## Seiltanz zwischen rinks und lechts

Ich habe Sloterdijks voluminöses Werk zur Lebensänderung stellenweise angelesen, denn dies ist hier besonders leicht und ratsam. Mir drängte sich nämlich der Eindruck eines umhertappenden Wirrwarrs von Gedanken und Stilblüten auf, bei dem es kaum eine Rolle spielt, wo man mit dem Lesen beginnt und wo man endet. Es ist daher wohl nur bedingt als jener Warnruf in der „Ökumene der Desorientierung“ geeignet, der Sloterdijk vorschwebt. Das Buch ist gewissermaßen das umfassende Begleitmaterial zum Menschenpark-Essay. Ich würde es als kulturphilosophische und literarische

Studie zur „Anthropotechnik“ bezeichnen, um eine Vokabel der sloterdijkschen Sprache zu verwenden.

Das menschliche Dasein ist für Sloterdijk ein Seiltanz. Der Medien-Philosoph ist dafür freilich selbst das beste Beispiel, sein Seiltanz ist stets einer zwischen Schubladen. Dieser Mediensport ist ein Wettlauf in der Arena gegen die Enttarnung als alte Leier, die man getrost zum Blindrauschen der Gegenwart rechnen darf. Auch das Alte hat in diesem Wettlauf gute Chancen auf Aufmerksamkeit, doch muß es sich als grandiose Innovation verkaufen. Der Medien-Philosoph muß es schaffen, rechts aufzuregen und links zu besänftigen. Gerade so viel, daß die Pawlowschen Reflexe der Journalistenmeute für hinreichendes Gebell sorgen, ohne daß der Verbellte in einer Schublade entsorgt werden kann.

Sloterdijk hat als ehemaliger Marxist mit linkem Habitus und angsteinflößendem Jargon beste Voraussetzungen dafür, hat sich aber schon einmal beim Spiel mit dem Feuer beinahe die Finger verbrannt. Seine erwähnten „Regeln für den Menschenpark“ enthielten Zwei-

deutiges zum Thema „Menschenzucht“ und Eugenik. Die an ihrem Geschreibsel selbst verdummtten Feuilletonisten deuten solche Motive heute wider die Geschichte als „rechts“, was Sloterdijk den Vorwurf einbrachte, „Faschist“ zu sein.

Tatsächlich ist die Eugenik freilich ein urlinkes Motiv, das insbesondere unter Sozialisten, Sozialdemokraten und Libertären begeisterte Anhänger hatte. Libertär nannte man früher Linksanarchisten. Der Begriff wurde vom anarchistischen Aktivisten Joseph Déjacque geprägt. Er verwendete *libertaire* erstmals 1857 in einem offenen Brief an Pierre-Joseph Proudhon, dem er patriarchale Töne vorwarf, die eines Anarchisten nicht würdig seien. Proudhon sei doch bloß *libéral*, nicht wirklich *libertaire*, schimpfte er ihn:

*vous voulez le libre échange pour le coton et la chandelle, et vous préconisez des systèmes protecteurs de l'homme contre la femme, dans la circulation des passions humaines ; vous criez contre les hauts barons du capital, et vous voulez réédifier la haute baronnie du mâle sur la vassale femelle ; logicien à bésicles, vous voyez l'homme par la lunette qui grossit les objets, et la femme par le*

*verre qui les diminue ; penseur affligé de myopie, vous ne savez distinguer que ce qui vous éborgne dans le présent ou dans le passé, et vous ne pouvez rien découvrir de ce qui est à hauteur et à distance, ce qui perspective de l'avenir : vous êtes un infirme !<sup>5</sup>*

Sie wollen den freien Warenverkehr für Baumwolle und Kerzen, befürworten aber den Protektionismus des Mannes gegen die Frau im Verkehr der menschlichen Leidenschaften; Sie zetern gegen die Herrscher des Kapitals, wollen aber wieder die Herrschaft des Mannes über weibliche Vasallen errichten; als bebrillter Logiker sehen Sie den Mann durch die Vergrößerungslinse, die Frau jedoch durch die Linse, die alles kleiner erscheinen läßt; als kurzsichtiger Denker können Sie nur erkennen, was ihnen in der Gegenwart oder Vergangenheit ins Auge sticht, Höheres und weiter Entferntes wie die Zukunft können Sie jedoch nicht ausmachen: Sie sind ein Behinderter!

Falls dieser Gebrauch als Schimpfwort irritiert: vor Erfindung der *political correctness* waren historische Linke selten politisch korrekt. Es verhielt sich genau umgekehrt zu heutigen Etiketten: Die Linke nahm sich damals kein Blatt vor den Mund, wenn jemand einen



sensibleren Umgangston oder irgendeine „Korrektheit“ einforderte, dann eher Rechte.

Das Wort *libertaire* bildete Déjacque Begriffen wie *prolétaire* und *égalitaire* nach, um dem bürgerlichen *libéral* ein „linker“ klingendes Wort entgegenzuhalten. Daß im letzten Jahrhundert in den USA das exakt Gegenteilige passierte, ist einer jener köstlichen Winkelzüge der Geschichte, mit der sie jene vorführt, die nicht aus ihr lernen wollen: Der Begriff *libertarian* wurde von jenen gewählt, denen *liberal* zu „links“ klang – der *liberalism* hatte sich nämlich wie alle anderen politischen Wörter so stark verändert, daß er von seinen Vätern nicht mehr erkannt würde. Die modernen *libertarians* sahen sich daher verständlicherweise zu einer Kindesweglegung berechtigt.

In einer Ausstellung über diese einst große und florierende Szene der *libertaires*, die ich im belgischen Städtchen *Mons* besuchte, staunte ich über die zahlreichen eugenischen und „neomalthusianischen“ Schriften, die den Staat verwarfen, weil er zum biologischen Verfall

des Menschenmaterials führe. Auch bei den klassischen Liberalen fanden sich stellenweise solche Betonungen, etwa beim brillanten William Graham Sumner, Gründervater der Soziologie.

## **Nationalsozialdemokraten**

Erst die sich letztlich durchsetzende etatistische Strömung der „Linken“ (die sich in vielerlei von der historischen Linken unterscheidet) rief laut nach dem Staat, hier als Korrektiv tätig zu werden. Ein typisches Beispiel ist der Sozialist Julius Tandler, auf dessen Schriften mich mein Freund und Unterstützer Luke aufmerksam machte. Tandler ist ein Säulenheiliger des „sozialdemokratischen“ Regimes in Wien. Nicht nur der Platz vor dem Franz-Josefs-Bahnhof ist symbolträchtig nach ihm benannt – gewissermaßen als letzte Erniedrigung für den kaiserlichen Bahnhof: zerstört, durch einen häßlichen Zweckbau ersetzt, des Kaisertitels entledigt, zunächst zum Regionalbahnhof, schließlich zum 7-Tage-Supermarkt und Obdachlosenquartier abgewertet.

Auch eine silberne (freilich bloß äußerlich versilberte) Medaille überreicht das Regime im Namen Tandlers:

Die Professor-Dr.-Julius-Tandler-Medaille der Stadt Wien soll als äußeres Zeichen der Anerkennung und Würdigung an Personen verliehen werden, die sich durch ihre uneigennützig und aufopfernde Tätigkeit um das Wohl der Mitmenschen besonders verdient gemacht haben.<sup>6</sup>

Wenn man bei Tandler nachliest, klingt diese Widmung furchtbar zynisch. Freilich haben wir es heute wiederum mit mehr Ahnungslosigkeit als Bössartigkeit zu tun. Hier einige Zitate vom Professor Doktor:

Bevölkerungspolitik als Verwaltungskunst des organischen Kapitals hat sich aber nicht nur um die allgemeine Wertung des Menschenlebens, sondern auch um Quantität und Qualität des ihr anvertrauten Kapitals zu kümmern und von einer festgelegten Bestandsaufnahme auszugehen. [...]

Welchen Aufwand übrigens die Staaten für vollkommen lebensunwertes Leben leisten müssen, ist zum Beispiel daraus zu ersehen, daß die 30.000 Vollidioten Deutschlands diesen Staat 2 Milliarden Friedensmark kosten. Bei der Kenntnis solcher Zahlen gewinnt das Problem der Vernich-

tung lebensunwerten Lebens im Interesse der Erhaltung lebenswerten Lebens an Aktualität und Bedeutung. [...]

Tradition und überkommene Humanität bindet die Gesellschaft derart, daß sie sich nicht berechtigt fühlt, lebensunwertes Leben zu vernichten.<sup>7</sup>

Man male sich aus, was los wäre, wenn heute als „Rechte“ gescholtene Vollidioten solche Ehrungen vollführten. Die Zitate selbst sind nicht sonderlich überraschend; die Nazi-Sozi-Problematik ist Scholien-Lesern bereits bekannt. Die Sozialdemokraten sind dabei weniger Nachfolger der Nazi-Sozis, sondern historische Vorläufer. Der große österreichische Historiker Erik von Kühnelt-Leddihn zeichnet die Vorgeschichte der NSDAP so nach:

Infolge der starken Industrialisierung Böhmens, Mährens und Schlesiens wurde schon früh eine tatkräftige tschechische sozialdemokratische Partei gegründet, die sich der Zweiten Internationalen anschloß. Den kollektivistischen und totalitären Charakter der alten europäischen Sozialdemokratie darf man keineswegs unterschätzen, auf dem europäischen Kontinent war aber der Sozialismus immer eher

international als antinational; er hatte nie völlig mit den geliebten völkischen Vorstellungen gebrochen, und in der tschechischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei leugnete man auch nie die hussitische Überlieferung. Doch befriedigte dieser milde Nationalismus nicht alle Mitglieder, und im Jahre 1896 entstand ein Schisma in der Partei. Eine Gruppe unter der Führung Klofáčs, Stříbnýs und Frankes erklärte sich gegen die internationale Auffassung der Sozialdemokraten und bildete die tschechische nationalsozialistische Partei, die *Národně Socialistická Strana Česká*.<sup>8</sup>

Auch in Österreich trat diese Entwicklung wesentlich früher als in Deutschland ein. Wegweisend war das sogenannte „Linzer Programm“ der Alldeutschen, das 1882 von Georg von Schönerer und Victor Adler verfaßt wurde. Adler gründete später die SPÖ.

1903 wurde die „Deutsche Arbeiterpartei“ im böhmischen Aussig gegründet. Aussig kennt man heute als Ústí nad Labem und so tauchte es schon in früheren Scholien einmal auf. Die berüchtigte Zigeunermauer wurde dort errichtet, woraufhin Tschechien großem Druck seitens der EU ausgesetzt war.

Die „Deutsche Arbeiterpartei“ entstand in direkter Spiegelung der tschechischen sozialistischen Nationalisten. 1918 wurde sie in „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei“ (DNSAP) umbenannt. Ihr Programm las sich so:

Sie ist eine freiheitliche und streng völkische Partei und bekämpft daher alle rückschrittlichen Bestrebungen, alle kirchlichen, adeligen und kapitalistischen Vorrechte und jeden fremdvölkischen Einfluß, vor allem aber die überwuchernde Macht des jüdisch-händlerischen Geistes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens [...] sie fordert die Zusammenfassung des gesamten deutschen Siedlungsgebietes in Europa zum demokratischen, sozialen Deutschen Reiche [...] sie fordert die Einführung der Volksabstimmung (Referendum) für alle einschneidenden Gesetze im Reich [...] sie fordert die Beseitigung der Herrschaft der jüdischen Banken über das Wirtschaftsleben und die Schaffung nationaler Volksbanken mit demokratischer Verwaltung.<sup>9</sup>

Die „Deutsche Arbeiterpartei“ in Deutschland ging erst ein Jahr später aus dem Münchner Zweig des 1918 in Bremen gegründeten „Freien Ausschuß für einen deut-

schen Arbeiterfrieden“ hervor. Erst 1924 war die deutsche Gruppe unter Adolf Hitler (ihrem 555. Mitglied) so stark gewachsen, daß die böhmisch-mährische Mutterpartei Hitlers Führung formell anerkannte. Hitler selbst hatte zunächst als neuen Namen „Sozialrevolutionäre Partei“ vorgesehen. Erst der Böhme Rudolf Jung überzeugte Hitler, dem Muster der DNSAP zu folgen. Jung hatte bereits fünf Jahre vor Hitler in seinem Werk *Der nationale Sozialismus* jenes Gedankengut dargelegt, mit dem Hitler schließlich reüssieren sollte. Hitler selbst fügte inhaltlich kaum etwas Neues hinzu.

## Los von Rom

Ein wichtiges Element des nationalen Sozialismus, das heute wenig Beachtung findet, war dessen ausgeprägt antikatholische Einstellung. Im engen Umfeld des oben erwähnten Nationalisten Georg von Schönerer entstand die sogenannte Los-von-Rom-Bewegung. Insbesondere liberale und intellektuelle Kreise vermengten sich hier

mit antisemitischen Kollektivistern. Von Schönerer dichtete den berühmten Reim:

Ohne Juda, ohne Rom / wird gebaut Germaniens Dom.

Die Devise „Los von Rom!“ stammt von dessen Weggefährten Theodor Georg Rakus, einem Mediziner, der in Österreich für die Legalisierung der Feuerbestattung kämpfte. Dies war damals ein großes Thema, denn es eignete sich gut für Symbolpolitik auf der Grundlage des Konflikts zwischen technokratisch-rationalistischen und traditionell-konservativen Kräften. Die Feuerbestattung wurde von Liberalen im Wesentlichen aus Effizienzgründen befürwortet; sie argumentierten, man könne so alle Friedhöfe auflassen und in Nutzland umwandeln, man würde sich die Särge sparen und schließlich sei die Angelegenheit viel hygienischer.

Im Zuge der Los-von-Rom-Bewegung kam es zu massenhaften Austritten aus der katholischen Kirche. Dank des Hinweises meines Mitstreiters Herbert Unterköfler verstehe ich nun endlich, warum die Nazi-Sozis eine so deutliche Mehrheit bei evangelischen Wählern hatten,



während Katholiken in weit geringerem Ausmaß für sie ankreuzten. Bisher war ich der Interpretation des Katholiken Erik Ritter von Kühnelt-Leddihn gefolgt, der diese Unterschiede im Wahlverhalten theologisch erklärte. Seine Erklärungen sind plausibel, aber zu katholisch gefärbt. Die Erklärung, zumindest für Österreich, ist viel einfacher: Der allergrößte Teil der österreichischen Protestanten sind späte Konvertiten im Zuge der Los-von-Rom-Bewegung.

Herbert führte mich in die faszinierende Geschichte der ursprünglichen Protestanten ein, die im katholischen Österreich bis zum Toleranzpatent von 1781 nur als Geheimprotestanten überleben konnten. Herbert entstammt einer solchen Kärntner Familie. Deren „echter“ Protestantismus hat mit dem modernen „Glauben“ der meisten heutigen Protestanten kaum etwas gemeinsam. Dies löst für mich das Rätsel, warum die wenigen wirklich gläubigen Protestanten, die ich in den USA und der Schweiz kennenlernte, so gar nicht dem Zeitgeist-

Protestantismus entsprechen, den ich aus den Medien kenne.

Nach dem Toleranzpatent gaben sich die Geheimprotestanten urplötzlich zu erkennen, was in vielen Dörfern wohl einen großen Schock auslöste. Manch katholischer Pfarrer, wie im Kärntner Dorf, aus dem Herbert stammt, fand sich zu seiner Verwunderung von einem Tag auf den anderen in einer mehrheitlich protestantischen Gesellschaft wieder, ohne daß er bisher das Gerinste geahnt hätte.

Die heutigen Mainstream-Protestanten in Österreich rechnen sich meist der „Linken“ zu. Der Etatismus ist derselbe geblieben, nur die Bezeichnungen der politischen Lager haben sich seit dem Sieg der Sowjets geändert. Natürlich habe ich keine Sippenhaftung im Sinn, ideologische und religiöse Zugehörigkeiten haben heute fast keine Bedeutung mehr. Ich necke bloß gerne falsche Gewißheiten.

# Sprachschutz

Zurück zu Sloterdijk. Er hat aus der Erfahrung rund um seinen Menschenpark-Essay gelernt. Das aktuelle Buch ist wesentlich unverfänglicher. Dazu muß er seine Aperçus‘ aber in einem Wust von mehr als 700 Seiten Prosa vergraben, durchsetzt von der Nebelkerze seines Jargons. Zudem, was noch viel wichtiger ist, „grenzt“ er sich ab. Auf seinem Seil balancierend, stößt er sich „links“ von den Marxisten und „rechts“ von „wertekonservativer Propaganda“ ab.

Der Jargon der Philosophen, „Kritiker“, Feuilletonisten hat also heute eine neue Funktion übernommen. Einst diente er der Abtrennung und Immunisierung geschlossener Zirkel, die unter der Deckung ihrer Nebelkerzen viel intellektuelles Land erobern konnten. Heute, nachdem sich der Rauch und dessen Effekt langsam verflüchtigt, sind die Nebelkerzen nötig, um sich in den *Bullshit* der Gegenwart und dessen falsche „Mitte“ einzufügen. Jargon ist nötig, um *credentials* zu erwerben.

Dieser englische Ausdruck gefällt mir, weil er etymologisch nahe beim Kredit liegt. Vieles in dieser vermeintlich säkularen, aufgeklärten Zeit ist nur noch reine Glaubenssache: *credite!* Das ist übrigens der Imperativ Plural von *credere* und entspricht daher dem Befehl: „Glaubt!“

Auch ich jongliere gerne mit Wörtern, präge Begriffe, scheue keine Fremdworte. Wenn ich den Jargon kritisiere, dann nicht aus bloßen Gründen des Stils. Der begnadete Journalist Wolf Schneider betreibt etwa hauptsächlich Stilkritik.<sup>10</sup> Er merkt beispielsweise an, daß das Ersetzen von Fremdwörtern in deutschen Texten den Autor dazu nötige, sich wirklich zu überlegen, was er denn da zusammenschreibt. In der Tat platzen viele Wortblasen schnell, wenn man nur ein wenig an ihren heute vorwiegend englischsprachigen Modefloskeln kratzt. Auch der Stil verbessere sich merklich, wenn man mehr Mut zum Deutschen zeige. Eine politisch inkorrekt klingende Empfehlung, der ich einiges abgewinnen kann, sie aber nicht so weit führen würde,

wie Wolf Schneider das tut. Der „Sprachschützer“ hat immer das Problem, daß Sprache eben eine spontane Ordnung ist, die vom Gebrauch abhängt. Im Lehnstuhl des Gelehrten läßt sich allzuleicht eine bessere, höhere Sprache konstruieren als sie der Wirklichkeit entspricht. Freilich, die Kultivierung der Sprache durch den Literaten ist eine wichtige Aufgabe. Doch Sprache hat eben abgesehen von ihrer Funktion als Kulturträger die primäre Funktion, zwischenmenschliche Kommunikation zu ermöglichen.

Ich habe schon einmal angesprochen, daß das Vokabular unserer Alltagssprache im Abnehmen begriffen ist. Mein Kollege Stefan Sedlacek weist mich darauf hin, daß die schulbehördlichen Vorgaben für den Wortschatz eines die vierte Klasse verlassenden Grundschülers in Deutschland in den letzten Jahrzehnten in etwa um 1.000 Wörter pro Jahrzehnt auf nunmehr knapp 7.000 abgesenkt wurden. Diese Abnahme des Vokabulars erschwert es, Nuancen auszudrücken, was gerade in unserer Zeit der leichtfertigen Polarisierung und des

Schubladendenkens ein großes Kommunikationshindernis ist. Dies ist der Grund, warum ich im ernsthaften Gespräch oft noch mehr Fremdwörter verwende als beim Schreiben. Das mag paradox erscheinen, hat aber folgenden Grund: Im knappen Augenblick des Sprechens ist mir eine Nuance, die ich ausdrücken möchte, oft näher in der Sprache, in der ich sie öfter gelesen oder gehört habe. Da das Deutsche als Wissenschaftssprache abgedankt hat, ist dies kein Wunder. Darüber hinaus ist das Wort, das das Gegenüber eher versteht, oft das Fremdwort, wenn es aktuelle Phänomene beschreibt; oder aber eine Nuance läßt sich schlicht einfacher erklären, in dem ich sie über den aktuellsten Kontext beschreibe, in dem sie wahrgenommen wird. Schließlich hat jede Sprache ihre Vorzüge und nicht alle Konzepte finden sich in allen Sprachen. Da kann dann eine elegante und kurze fremdsprachige Entsprechung das geeignete Etikett für eine längere, deutschsprachige Erläuterung abgeben.

Die Stilkunde eines Wolf Schneiders geht schließlich nach hinten los, wenn sie dazu führt, daß sich die Stile weiter angleichen und dadurch eine Reduktion der Sprache eintritt. Seine Empfehlung, in einfachen, schön aufgeräumten Hauptsätzen zu schreiben, klingt angesichts des von ihm meisterhaft vorgeführten Jargons nach einer großen Erleichterung. Wenn ich die Schachfelsätze in alten Büchern betrachte, dann liegt aber auch ein anderer Schluß nahe: Müssen wir in Hauptsätzen schreiben, um verstanden zu werden, weil die Aufmerksamkeitsspanne des durchschnittlichen Medienkonsumenten Gliedsätze nicht mehr zu überbrücken vermag?

## Unbarmherzige Gleichheit

So sehr sich Sloterdijks vom „Wertkonservativen“ abgrenzen mag, so hart ist doch seine Gegenwartskritik. Und als Literat sucht er ganz selbstverständlich in der Vergangenheit nach besseren Entwürfen, denn die Worte der Zukunft sind noch ungeschrieben. Als Philosoph, der diesen Namen noch verdient, hat er keine

andere Wahl, als den „Kettenbrief durch die Generationen“<sup>11</sup> fortzuschreiben.

Der am häufigsten vom Sloterdijk zitierte Entwurf ist der des kontemplativen Übens. Darunter versteht er eine antike Disziplin, die ihm Mittelalter zu besonderer Entfaltung gelangte, in der Moderne jedoch der Arbeit für fremde Zwecke wich. Diese Beobachtung teile ich und habe sie schon mehrfach in den Scholien angedeutet. Mutig kontrastiert Sloterdijk in seinem aktuellen Buch den Horizontalismus der modernen Leistungsgesellschaft mit vertikalem Streben. Was ist damit gemeint?

Horizontalismus ist die Folge des Egalitarismus, der ideologischen Übertreibung der gleichen Würde des Menschen hin zu einer normativen Gleichheit des Lebenserfolges. Die willkürliche Ungleichbehandlung und damit schlechtere Behandlung einzelner Menschen oder Volksgruppen, bis hin zum Massenmord, gab der Ungleichheit einen schlechten Namen.



Doch schon die Gleichbehandlung selbst ist eine schreckliche Vorstellung: Wer alle Menschen gleich behandelt, behandelt alle gleichgültig. Den Fremden, gar den Verbrecher soll ich gleich behandeln wie meinen Bruder, meinen Freund, meine Ehefrau, meine Tochter, meine Eltern? Dann würde ich letztlich meine Nächsten doch nur wie Fremde und Verbrecher behandeln und keinen Nächsten mehr kennen – außer mir selbst und imaginierter Kollektive. Weder Ungleichheit noch Ungleichbehandlung schaffen Unrecht und liegen dem unermesslichen Unrecht des letzten Jahrhunderts zugrunde. Gerade im Namen der Gleichheit und Gleichsetzung des Einzelnen mit einem Kollektiv, gerade durch „Gleichbehandlung“ – nämlich gleichgültige Behandlung von Menschenleben wurde das größte Unrecht begangen. Schließlich ist es eben die Achtung der gleichen Würde der Menschen, die Respekt vor deren Verschiedenheit gebietet.

Wenn die Ungleichheit verurteilt wird, denkt man dabei in unserer materialistischen Zeit nur noch an

materielle Ungleichheiten. Freilich, wenn materielle Güter in der Regel durch Unrecht erworben werden, deuten größere Verschiedenheiten im Besitz auf die Größe des Unrechts hin. Die Größe jenes „Palastes“, für den ein Fünftel der Altstadt Bukarests zerstört wurde, versinnbildlicht so auch die Größe des dort geschehenen Unrechts – ein Unrecht im Namen einer Gleichheitsideologie. Doch dieses Unrecht liegt nicht in den Ergebnissen verwurzelt und ist auch dort nicht erkennbar, sondern ausschließlich in den jeweiligen Taten. Der verarmte Räuber, der den gestohlenen Reichtum verpraßt oder verloren hat, verringert dadurch nicht seine Schuld, während der berühmte Sänger, der Millionen rührt und den Millionen freiwillig bezahlen, frei von jeder Schuld ist – die Größe seines Vermögens spiegelt hier keinesfalls Unrecht wider, sondern seine Leistung für die Mitmenschen: aus deren selbstverständlich subjektiver Sicht. (Stefan Sedlacek weist mich darauf hin, daß dies gegenwärtig ein schlechtes Beispiel sei: denn wer bringt denn Künstler mit einem

Millionenpublikum in Kontakt? Ihm fiele aber auch kein besseres ein, denn jedes solches denkbare bliebe praktisch allenthalben – frei nach Adorno und Hellinger – im falschen Leben verstrickt.)

Eine Welt, die von Ungleichheit geprägt ist, sei – so wird gelegentlich behauptet – eine Welt des „Gesetzes des Dschungels“, in der der „Sozialdarwinismus“ wüte. Interessanterweise ist genau das Gegenteil richtig. Die Tiere des Dschungels leben in größtmöglicher Gleichheit (der Ergebnisse). Sie unterscheiden sich nur noch in ihrer physischen Ausstattung. Die menschliche Person macht in der Regel erst das, was über ihre rein körperliche Eigenschaften hinausgeht, aus.

Wenn sich zwei Fremde in der Fremde kennenlernen, ist in der Regel die erste Frage beim Kennenlernen die Frage nach der Herkunft – nach dem Woher. Nur Menschen, die von unterschiedlichen Orten aus losgehen, können sich treffen. Unsere „Herkunft“ im weiteren Sinne, d.h. unser bisheriger Lebensweg, unsere persönlichen Höhen und Tiefen, unsere Bürden, unsere

Probleme und Hindernisse, unsere Verletzungen und Erfolgserlebnisse, unser Überfluß und Mangel, unsere Schwächen und Stärken, die Ungerechtigkeit, die wir erlitten und bewältigt, die Gerechtigkeit, für die wir eingetreten – all dies macht uns zu interessanten Persönlichkeiten.

Erst unsere Verschiedenheit befähigt uns überhaupt dazu, ethische Akteure zu sein. Der große Psychologe Viktor Frankl sieht in unserer Einzigartigkeit die Grundlage für ein menschliches Gewissen:

zur Einmaligkeit des Lebens gehört die Einmaligkeit jeder Situation; zur Einzigartigkeit des Lebens gehört nun die Einzigartigkeit jedes Schicksals. [...] Innerhalb seines gleichsam exklusiven Schicksalsraumes ist jeder Mensch unvertretbar. Diese seine Unvertretbarkeit macht seine Verantwortlichkeit für die Gestaltung seines Schicksals aus. Schicksal haben heißt *sein eigenes* Schicksal haben.<sup>12</sup>

Heute tritt das unmenschliche Gleichheitsideal meist getarnt als „Chancengleichheit“ auf. Verfechter einer solchen Gleichheit gelten als besonders menschen-

freundlich. Doch das Gegenteil ist wahr: Auch „Chancengleichheit“ ist schon in ihrem Ansatz zutiefst menschenfeindlich. Gerade die Ungleichheit unserer Chancen stattet uns mit einer einzigartigen Biographie aus. Eine Welt, in der absolute „Chancengleichheit“ vorherrsche, wäre eine Welt gleicher Biographien bis zum willkürlichen „Startpunkt“, wo wir dann als „Gleiche“ in verschiedene Richtungen zu laufen beginnen dürften. Eine Welt, in der jedes Kind die gleiche Biographie hat, ist eine Welt, in der alle die gleiche Versorgung, nämlich eine schlechtere genießen, in der alle dieselben Eltern haben, nämlich keine, in der alle in der selben Umgebung aufwachsen, nämlich einer unmenschlichen. Dann, an diesem imaginären „Startpunkt“, würden wir uns anblicken, und alles, was uns dann noch vom Nächsten unterscheidet, wäre auf das animalische Residuum in uns zurückzuführen, unsere körperliche und genetische Grundausstattung. Welch entsetzliche Vorstellung von „Chancengleichen“, die nur noch biographielose Verschiedenheiten aufweisen, d.h. nur noch

wie unterschiedlich starke und große Tiere nebeneinander stehen und in jedem Vorzug des Nächsten nur noch einen eigenen Mangel erblicken können. Denn man wäre ja gänzlich „chancengleich“ losgegangen!

Menschen, die von verschiedenen Orten losgehen, können sich friedlich an Kreuzungspunkten treffen und haben so vieles voneinander zu lernen und miteinander zu tauschen. Was haben sich Menschen gleicher Ausgangslage und gleichen Glücks zu erzählen? Sie können sich nur noch messen – der Stärkere gegen den Schwächeren, der Schnellere gegen den Langsameren. Wenn wir von einer identischen Startlinie aus beginnen, bleibt nur der Ellenbogen-Wettkampf. Menschen ohne Geschichte, ohne Herkunft verlieren die Grundlage einer eigenen Persönlichkeit und degenerieren zu beliebig formbaren, seelenlosen Kopien. Glichen wir unseren Mitmenschen in allen äußeren Faktoren, würden wir auf unsere genetische Prädisposition verkürzt – dem einzig verbleibenden Distinktionsmerkmal. Ein harter Sozialdarwinismus wäre die Folge, das „Gesetz des

Dschungels“. Panisch würden wir vom gleichen Ausgangspunkt weglaufen, dem Endpunkt der fiktiven „Chancengleichheit“. Friedrich A. von Hayek warnte vollkommen zu Recht:

Eine wirkliche Chancengleichheit kann sich doch nur auf Chancen beziehen, die tatsächlich der Staat bestimmt; aber die große Mehrzahl der Chancen ist durch Umstände bestimmt, deren Verschiedenheit die Grundlage unserer Leistungsfähigkeit bildet – daß die Menschen verschiedene Begabungen haben, in verschiedenen Umgebungen leben, verschiedene Gewohnheiten haben, verschiedene Kenntnisse – alles das sind doch die Grundlagen der großen Nutzung aller Möglichkeiten. Die Menschen in Umstände zu versetzen, wo jeder die gleichen Chancen hat, ist extremer Totalitarismus.<sup>13</sup>

Freilich, das Leben erscheint uns manchmal „ungerecht“ – doch der Begriff ist hier gänzlich unpassend. Gerecht können nur menschliche Handlungen sein – die Handlungen von bewußten Akteuren. Die Bedingungen, die wir vorfinden, sind nicht gerecht oder ungerecht, sondern günstig oder hart. Die Konzentration

auf das rein Materielle verkennt jedoch die menschliche Natur. Auch und gerade die materiell Begütertesten scheitern häufig an den Härten des Lebens, sterben unglücklich oder im Drogenrausch.

Natürlich ist es bitter, daß Menschen Mangel leiden – nicht weil andere mehr haben, sondern weil diese Menschen in dysfunktionalen Gesellschaften leben. Diese Gesellschaften wurden aber allzuoft von Menschen zerstört und nicht selten im Namen einer besseren materiellen Versorgung oder auch nur einer „gerechteren“, d.h. gleichen Versorgung. Nicht mehr Gleichheit macht diese Menschen satt, sondern mehr Verschiedenheit: der Helfer, der im Unterschied zu anderen nicht nur jammert und verurteilt, sondern Hilfe leistet, und noch viel mehr, der Investor, der im Unterschied zu anderen, an das Potential einer Region glaubt und es wagt, dort Kapital aufzubauen. Jede Handlung ist ein Zeichen der Verschiedenheit der Menschen, denn jede Handlung scheidet – sie ent-scheidet zwischen Alternativen und unter-scheidet den Handelnden von dessen



Umgebung. Wertvoll ist das, was „einen Unterschied macht“ und unser menschliches Potential kommt gerade dort zur Entfaltung, wo wir „einen Unterschied machen“.

## Vertikalakrobatik

Unter Gleichen kann sich der Mensch also nur horizontal vergleichen, sein Handeln konzentriert sich darauf, sich Platz in einer uniformen Masse zu verschaffen. Paradoxerweise nehmen daher in egalitären Gesellschaften materielle Vergleiche zu. Wenn niemand „besser“ sein darf, also alle qualitativen Unterschiede geleugnet werden, bleibt nur noch das „mehr“ und das „schneller“.

Sloterdijk hält diesem Zugang, den er freilich nicht so klar anspricht, wie ich dies hier tat, die vertikale Orientierung entgegen. Gemeint ist damit das Streben des Menschen, ein „Besserer“ zu werden. In prägnanter Ausdehnung der Metapher spricht Sloterdijk hierbei vom Akrobatendasein des Menschen, der nicht nur

Seiltänzer ist, sondern sich auch von Trapez zu Trapez oder gar mittels Katapulten durch die Arena des Lebens nach oben hantelt. Dieser Seiltanz himmelwärts erfordert genau jenes unbeirrbar Üben: die Kultivierung des täglichen Vorsatzes, sein Leben zu ändern – eigentlich zu verbessern.

Wer hingegen am Zirkusboden herumgrundelt (ein schönes österreichisches Wort!), muß wohl ein Clown sein – um die Sloterdijksche Bildersprache bissig weiterzuzeichnen. Dieser im Horizontalen gefangene Clown ist ein Schauspieler wider Wissen und Schauspieler wider Willen. Diese Worte entnehme ich einem Text von Nietzsche, der einen Schlüssel zu Sloterdijks Zugang darstellt. Diesen Text zitierte er auszugsweise im Menschenpark-Essay, um die sprichwörtliche Verhaustierung des Menschen anzusprechen, von der ja auch ich gerne spreche, wenn ich Lust auf eine Prise Zynismus habe. Seit Konrad Lorenz ist der Begriff allerdings etwas verdächtig. Lorenz sprach noch schärfer von der Verhausschweinung:

die Verhausschweinung ist eine Triebverflachung, ein Überwuchern niedriger Triebe; es gibt dabei Menschen, die nur an Fressen und Begattung denken. Die Unlustvermeidung kann dazukommen, beides kombiniert sich leicht.<sup>14</sup>

Leider biederte er sich bei den Nazi-Sozis etwas mit seiner übertriebenen Zivilisationskritik an, die die „natürlichere“ Zucht des edlen Wilden ersehnte – und dabei gebrauchte er auch den Begriff der Verhaustierung in diesem Sinne.

Ich stieß über Wilhelm Röpke auf den Begriff. Dieser geht allerdings auf Nietzsches Diktum zurück, daß der moderne Mensch so gezähmt sei, selber zu des Menschen bestem Haustiere zu werden. Es handelt sich um dieselbe Textstelle – eine der bitterbösen Publikumsbeschimpfungen von Nietzsches Alter Ego Zarathustra:

[Zarathustra] wollte in Erfahrung bringen, was sich inzwischen mit dem Menschen zugetragen habe: ob er größer oder kleiner geworden sei. Und einmal sah er eine Reihe neuer Häuser; da wunderte er sich und sagte: »Was bedeuten diese Häuser? Wahrlich, keine große Seele stellte sie hin, sich zum Gleichnisse! Nahm wohl ein blödes Kind sie

aus seiner Spielschachtel? Daß doch ein anderes Kind sie wieder in seine Schachtel täte. Und diese Stuben und Kammern: können Männer da aus- und eingehen? Gemacht dünken sie mich für Seiden-Puppen; oder für Naschkatzen, die auch wohl an sich naschen lassen.« Und Zarathustra blieb stehn und dachte nach. Endlich sagte er betrübt: »Es ist *alles* kleiner geworden! Überall sehe ich niedrigere Tore: wer meiner Art ist, geht da wohl noch hindurch, aber – er muß sich bücken! O wann komme ich wieder in meine Heimat, wo ich mich nicht mehr bücken muß – nicht mehr bücken muß vor den Kleinen!« – Und Zarathustra seufzte und blickte in die Ferne. – Desselbigen Tages aber redete er seine Rede über die verkleinernde Tugend.

Ich gehe durch dies Volk und halte meine Augen offen: sie vergeben mir es nicht, daß ich auf ihre Tugenden nicht neidisch bin. Sie beißen nach mir, weil ich zu ihnen sage: für kleine Leute sind kleine Tugenden nötig – und weil es mir hart eingeht, daß kleine Leute nötig sind! [...] Zur kleinen Tugend möchten sie mich locken und loben; zum Ticktack des kleinen Glücks möchten sie meinen Fuß überreden. Ich gehe durch dies Volk und halte die Augen offen: sie sind kleiner geworden und werden immer kleiner – das aber

macht ihre Lehre von Glück und Tugend. Sie sind nämlich auch in der Tugend bescheiden – denn sie wollen Behagen. Mit Behagen aber verträgt sich nur die bescheidene Tugend. [...] Einige von ihnen wollen, aber die meisten werden nur gewollt. Einige von ihnen sind echt, aber die meisten sind schlechte Schauspieler. Es gibt Schauspieler wider Wissen unter ihnen und Schauspieler wider Willen –, die Echten sind immer selten, sonderlich die echten Schauspieler. Des Mannes ist hier wenig: darum vermännlichen sich ihre Weiber. Denn nur wer Mannes genug ist, wird im Weibe das Weib – erlösen. Und diese Heuchelei fand ich unter ihnen am schlimmsten: daß auch die, welche befehlen, die Tugenden derer heucheln, welche dienen.

»Ich diene, du dienst, wir dienen« – so betet hier auch die Heuchelei der Herrschenden – und wehe, wenn der erste Herr nur der erste Diener ist! Ach, auch in ihre Heucheleien verflog sich wohl meines Auges Neugier; und gut erriet ich all ihr Fliegen-Glück und ihr Summen um besonnte Fensterscheiben. Soviel Güte, soviel Schwäche sehe ich. Soviel Gerechtigkeit und Mitleiden, soviel Schwäche. Rund, rechtlich und gütig sind sie miteinander, wie Sandkörnchen rund, rechtlich und gütig mit Sandkörnchen sind. Beschei-

den ein kleines Glück umarmen – das heißen sie »Ergebung«! und dabei schielen sie bescheiden schon nach einem neuen kleinen Glücke aus. Sie wollen im Grunde einfältiglich eins am meisten: daß ihnen niemand wehe tue. So kommen sie jedermann zuvor und tun ihm wohl. Dies aber ist Feigheit: ob es schon »Tugend« heißt. [...] Tugend ist ihnen das, was bescheiden und zahm macht: damit machten sie den Wolf zum Hunde und den Menschen selber zu des Menschen bestem Haustiere.<sup>15</sup>

Sloterdijk nimmt diesen Text als Ausgangspunkt seiner Überlegungen zur „Menschenzucht“; es spiele sich ein Grundkonflikt zwischen „Kleinzüchtern“ und „Großzüchtern“ ab, zwischen „Menschenfreunden“ und „Übermenschenfreunden“.<sup>16</sup>

## Vivarien

Letzthin bewunderte ich wieder die außergewöhnlichen Aquarien und Pflanzen meines Freundes und Kollegen Eugen-Maria Schulak. Eugen erzählt mir davon, wie schwierig es ist, im Kleinen ein Ökosystem vor dem Absterben zu bewahren. Die spontane Ordnung in

seinen Aquarien ist sehr filigran. Der Züchter dieser Lebensformen kann nur an einigen Parametern hantieren. Schon die kleinsten Unterschiede können schwerwiegende Auswirkungen haben und vieles bleibt rätselhaft, was diesen Zeitvertreib so faszinierend macht. Eugen vergleicht die schwierige Rolle des Aquarienhalters mit der Politik und scheint dabei sogleich ein schlechtes Gewissen zu haben. Er hat jedoch vollkommen recht mit der Lehre, die er aus der Schwierigkeit ableitet, solch winzige, im Vergleich zu menschlichen Gesellschaften niederkomplexe Ökotope lebendig und gesund zu halten: Demut. Der gute Aquarienvirt ist kein Gottspieler. Das beliebige Regulieren, das machtlustige Herumsteuern läßt jedes System schnell kippen. Heutige Politiker erinnern oft an „blöde Kinder“ (um das häßliche Wort von Nietzsche zu zitieren), die versuchen, ein Uhrwerk mit Hammer und Meißel besser zum Laufen zu bringen. Dabei fehlt jedes Verständnis für den filigranen Mechanismus der Gesellschaft und

jede Fähigkeit, ein solches Uhrwerk auch nur der einfachsten Form nachzubauen.

Gäbe es dann aber auch eine gute Politik im Sinne einer ausgefeilten, aber demütigen Vivaristik? Vivaristik ist die Kunst, ein Vivarium am Leben zu halten. Aquarien zählen zu den Vivarien, doch darf man eine Gesellschaft überhaupt als Vivarium betrachten? Impliziert die Funktion des Vivaristikers nicht die Unfreiheit seiner Subjekte? Ist ein Vivarium nicht stets eine durch und durch künstliche Angelegenheit, die Natur allenfalls imitiert und konserviert? Die libertären Anarchisten von anno dazumal hätten hier sehr heftig beige-pflichtet. Der Staat sei eben gegen die Natur, jede Zucht und Ordnung weise auf Künstlichkeiten, die per Definition widernatürlich und daher schlecht seien.

Die alten Libertären sind allerdings eine ausgestorbene Gattung. Leider haben sie sich in keinem Vivarium erhalten. Wie die menschlichen Haustiere beweisen, ist die Zähmung eine der besten Überlebensstrategien.



Die auch von Neolibertären strapazierte „natürliche Ordnung“ behagt mir nicht sonderlich. In Hinsicht auf den Menschen müßte man eher von einer naturgemäßen Ordnung sprechen. Und der menschlichen Natur gemäß ist sicher nicht irgendeine reine, unberührte „Natürlichkeit“.

Ich habe gar nichts gegen die Natur, ich empfinde an ihr und in ihr Demut. Als Stadtkind suche ich die Nähe der Natur und verbringe auch relativ viel Zeit damit, über Wald und Wiese, Stock und Stein zu huschen. Den Härten der Natur halte ich gut stand, durch viel Sport bin ich recht temperaturunempfindlich und agil. Und dennoch ist mir stets bewußt, daß ich die Naturnähe nur auf der Grundlage kultivierter Künstlichkeit genießen kann. Der Mensch ist eben auch und insbesondere *homo faber*. Das Künstliche kommt von der Kunst. Ohne Kunst ist der Mensch nur *animal laborans*, ein Arbeitstier.

## Sportliche Disziplinen

Unser heutiges Naturerlebnis ist in jeder Hinsicht künstlich. Zunächst ist Sport einerseits eine künstliche Form der Selbst-Kultivierung, andererseits ein sozialer Kulturanlaß. Viele große Denker hatten für den Sport nichts als Verachtung übrig. Ich kann diese Verachtung ein wenig nachvollziehen. Der Fitneß-Kult, der häufig in Maschinenhallen zelebriert wird, so als ließe sich Gesundheit und Wohlbefinden am Fließband – Laufband – fabrizieren, erscheint ebenso pathologisch wie die Ausbrüche kollektiven Wahns anlässlich von sportlichen Großanlässen. Beides erscheint mir als Übertreibungen von Gutem und Richtigen. Aus der Warte eines traditionellen Lebensstils mit manueller Arbeit und viel Bewegung mag der Ausgleichssport in der Tat absurd erscheinen. Angesichts der dominierenden „Wissensarbeit“ handelt es sich um eine Notwendigkeit.

Mein neuer Kooperationspartner Dr. Richard Straub, der mit unglaublich viel Einsatz und Geschick die *Peter*

*Drucker Society*<sup>17</sup> begründet hat, versuchte mir die Vorzüge unserer „Wissensgesellschaft“ deutlich zu machen. Peter Drucker ist einer jener brillanten österreichischen Denker, der in der Heimat fast vollkommen in Vergessenheit geraten ist. Drucker prägte den Begriff des „Wissensarbeiters“ und konstatierte in der Gegenwart

eine Wirtschaftsordnung, in der Wissen, nicht Arbeit oder Rohstoffe oder Kapital die Schlüsselressource ist; eine Gesellschaftsordnung, in der Ungleichheit von Wissen eine große Herausforderung ist; eine politische Ordnung, in der man sich nicht darauf verlassen kann, daß der Staat die sozialen und wirtschaftlichen Probleme löst.<sup>18</sup>

Ich schätze Drucker sehr und bin ja selbst auch ein „Wissensarbeiter“ im engsten Wortsinne. Trotzdem bin ich der Beobachtung einer „Wissensgesellschaft“, die nach Agrar- und Industriegesellschaft gewissermaßen die letzte Stufe der Entwicklung darstellen soll, skeptisch gesinnt. Ein allzu großer Teil der neuen „Wissensarbeiter“ und des wachsenden „Dienstleistungssektors“ handelt mit Wissen und Dienstleistungen, die unsinnig, unnötig oder erst durch gewaltsame

oder illusionäre Verzerrungen nötig, finanzierbar oder nachgefragt werden. Ich bin ein großer Freund der Arbeitsteilung, aber angesichts der Blasenwirtschaft halte ich doch die bitterböse Warnung für angebracht, daß man Mausklicks nicht essen kann. Es ist großartig, daß nicht mehr jeder Mensch sein täglich Brot dem Boden abringen muß. Aber vermutlich haben wir es heute mit einer genau gegenteiligen Übertreibung zu tun. Letztlich wäre dies aber auch ein Wissensproblem und widerspricht nicht unbedingt Druckers Analyse. Bloß muß heute stets die Warnung ergänzt werden, daß sich die „Wissensgesellschaft“ dafür hüten muß, sich nicht letztlich als Unwissensgesellschaft herauszustellen. Das ist dann der Fall, wenn sich das aufgebaute und bewahrte Wissen als weniger brauchbar erweist als angenommen. Keine noch so umfangreiche Expertise im Formulieren von Subventionsansuchen kann leere Kassen füllen.

Wissen ist eine sehr unsichere Ressource. Es kann sich von einem Tag auf den anderen als falsch oder un-

brauchbar erweisen. Darum ist es für den Wissensarbeiter so wichtig, auch seine anderen Anlagen nicht zu vernachlässigen. Sport im Sinne des schönen, alten Wortes der Leibesübung stellt dazu eine ausgesprochen gute Möglichkeit dar. Aller Anfang ist schwer, aber die Gewöhnung setzt schnell ein und nach etwa einem Jahr der Übung ist ein starker Zugewinn an Ausdauer und Gesundheit festzustellen. Ich habe seit wohl einem Jahrzehnt keine ärztliche Hilfe mehr benötigt, seltener Schnupfen verfliegt nach ein bis zwei Tagen. Am Anfang ist die Überwindung vielleicht groß, in unserem Klima täglich vor die Haustüre zu gehen, ohne dies aufgrund fremder Zwecke zu „müssen“. Ich habe vor vielen Jahren mit dem Laufband vor dem Fernseher begonnen, zunächst nur für eine halbe Stunde am Tag; sodann den Fernsehkonsum darauf beschränkt, daß ich mir nur beim parallelen Laufen Fernsehen gestattete. Im ersten Frühling nach diesem Beginn brauchte ich dann kein Laufband mehr und der Fernseher flog gleich mit diesem hinaus. Durch ähnliche Gewöhnung konnte

ich auch meine riesige Hemmschwelle besiegen, in kühles Wasser zu steigen. Nach regelmäßigem Schwimmen, begonnen in warmen Hotelpools, das ich nun fast täglich im benachbarten Schwimmbad übe, macht es mir nichts mehr aus, in hochalpine Seen zu springen; früher schreckte ich sogar vor dem Meer im Hochsommer zurück.

Neben der Leibesübung, zu der ich hoffentlich etwas motivieren konnte, wo das noch nötig ist, sind Kunst- und Kulturfertigkeiten, in denen man nebenbei ein wenig dilettiert, für den „Wissensarbeiter“ ebenso empfehlenswert. Für letzteres regelmäßig Muße zu finden, ist mir selbst leider noch nicht gelungen – aber das Leben ist eine tägliche Übung.

Die zweite Funktion des Sports ist eine kulturelle, die auch nicht verachtet werden sollte. Neben der gemeinsamen Sportausübung kann auch das gemeinsame Mit-eifern stehen, wie dies Mannschaftssportarten oder Wettkämpfe erlauben. Ich konnte den passiven Sportkonsum noch nie persönlich nachvollziehen, aber das liegt dar-

an, daß mich die kollektive Überdehnung der massenmedialen Sportereignisse abstößt. Dem Sport als Profession kann ich nichts abgewinnen. Das ruiniert für mich die Idee, weil es mir die Identifikationsmöglichkeit nimmt. Eben deshalb treten die Pseudo-Identitäten von Nationen oder Mannschaftskulten als Substitute auf. Kulturell interessant erscheint mir nur der lokale Sportanlaß, in dem sich „normale“ Menschen messen können, in dem man Freunde anfeuern und Eigenheiten zelebrieren kann. Sport als massenmediale Unterhaltungsindustrie nimmt mit ihren riesigen Finanzmitteln und ihrer unangemessenen Professionalität einer sinnvolleren, kleinräumigeren Sportkultur die Atemluft. Das Schinden von Menschen zu Sportmaschinen, oft von der frühesten Kindheit an und unter Einsatz von Pharmazeutika, gefördert und häufig angeordnet von Staaten, gibt dieser Sportunkultur einen bitteren Beigeschmack.

Man hat nach den Weltkriegen ganz bewußt diesen Massensportkonsum gelobt und angeregt, da man darin

ein Ventil für kollektive Aggressionen sah. Doch die Kollektivismen, die die Weltkriege begleiteten, waren ein künstlich geschaffener und angeheizter Wahn. Daß das Anheizen von nationalen Sportwettkämpfen Aggressionen abbauen soll, ist psychologisch wenig plausibel.

Dabei sind die nationalen Identitäten nicht das eigentliche Problem. In der Fremde ist der Mensch fast immer auf seine Herkunft stolz, weil sie ihn am deutlichsten von den anderen als besondere Person unterscheidet. Entsprechend ist es ganz natürlich, bei Wettbewerben, zu denen Menschen aus der Ferne anreisen, nach der Herkunft zu unterscheiden. Problematisch ist erst die Überdehnung, daß heute alles viel zu groß dimensioniert ist, zu ernst genommen wird, zu einheitlich und formal abläuft, den Menschen in geistige Käfige sperrt. Manch' verhausschweinter Mensch wird schlicht zum Rennschwein abgerichtet.



# Dilettanten

Ich kann den Sportbetrieb deshalb nicht ernst nehmen, weil er sich selbst viel zu ernst nimmt. Darum lobe ich den Dilettanten und bin skeptisch gegenüber dem Karrieresportler. Karriere, so erklärte ich schon an früherer Stelle, erinnert schon etymologisch an das Dasein von Rennschweinen, die durch Käfigbahnen gehetzt werden. Das schöne Wort vom Dilettanten hingegen kommt vom italienischen *dilettare*. Das bedeutet: sich erfreuen. Wenn das kein Motto gegen freudlose Existenzen ist!

Es ist wirklich interessant, welchen Wandel die Betonung des Wortes erfahren hat. Vom Liebhaber wurde es zum verächtlichen Stümper. Genau dasselbe widerfuhr dem Wort *Amateur*, das auf französisch eben Liebhaber bedeutet. Der spezialisierte Profi, der seine Arbeit vielleicht makellos, aber oft freudlos erledigt, verdrängte die Dilettanten.

Natürlich ist nichts gegen Professionalität einzuwenden, bloß gegen ihre Übertreibung und Fehlleitung. Profession und Professor kommen vom lateinischen *professio*, das bedeutet Bekenntnis. Jemand gilt als professionell, wenn er sich öffentlich zu einer Tätigkeit bekennt, daß heißt mit seinem Namen dafür einsteht, ein schönes und gutes Werk zu vollbringen.

Nun kann man diese Professionalität auf zwei Weisen mißverstehen. Zum einen verdrängen übertriebene Maßstäbe der Makellosigkeit alles Persönliche aus Professionen. Dann gilt nur noch das uniforme, seelenlose Produkt als „professionell“, obwohl es keinerlei *professio* trägt. Damit meine ich: niemand bekennt sich mehr persönlich dazu, denn ein anonymes Kollektiv falscher „Profis“ hat es hervorgebracht.

Andererseits neigt man heute dazu, „Professionalität“ nur noch an Zeichen der Blasenwirtschaft festzumachen. Je aufgeblähter, desto „professioneller“. Diese Zeichen habe ich bereits als *credentials* erwähnt: die Anzahl der Angestellten, die Höhe der Glaspaläste, das

Ausmaß des Fremd-„Kapitals“, die *connections*, die Blasesprache mit ihren schicken Termini, die inhaltsleeren Hochglanz-Broschüren.

Dieser Trend ist natürlich auch in der verstaatlichten Bildungsindustrie zu beobachten. Die aktuelle Standardisierung wird als Professionalisierung verkauft. Professor ist ein geschützter Titel eines Kartells, kein Bekennen. Es geht stets mehr um Verteilungskämpfe, Intrigen, *credentials* als um Inhalte. Auch hier hat ein großer Verdrängungsprozeß stattgefunden. Albert J. Nock beobachtete dies in den Vereinigten Staaten:

Ein weiterer interessanter Aspekt der gegenwärtigen Lage ist das vollkommene Verschwinden dessen, was man den nicht-professionellen Gelehrten nennen könnte.<sup>19</sup>

Um diesem Gelehrten wieder eine Chance zu geben, haben wir uns im Institut für Wertewirtschaft entschlossen, mit der Hilfe meines Schweizer Freundes und Unterstützers Johannes Müller Forschungspreise zu dotieren, die jedem offenstehen und keinerlei formale Erfordernisse aufweisen.<sup>20</sup> Wir möchten Menschen

außerhalb des „professionellen“ akademischen Mainstreams Mut machen, Wissen zu schaffen. Dazu ist es letztlich notwendig, auch abseits der gewöhnlichen Tröpfe ein finanzielles Auskommen zu ermöglichen. Traditionell waren gestiftete Preise und Stipendien ein wesentliches Mittel, leistungsbezogene Einkommensmöglichkeiten für Gelehrte zu bieten. Ich hoffe, daß mehr junge Wissenschaftler den Mut aufbringen, sich von den vorgegebenen Karrieren zu lösen und sich selbstständig zu machen. Das bedeutet zunächst Askese und harte Arbeit im Sinne des Ausübens eines geistigen Handwerks (eines wirklichen „Wissenswerks“). Doch die Zukunft braucht solche Wissensarbeiter, die diesen Namen verdienen.

Und wie die Kultur davon lebt, daß Dilettanten und Amateure Musik spielen, malen, tanzen, so ist auch die Wissensliebhaberei abseits von Broterwerb nötig. Die wortwörtliche griechische Übersetzung davon ist Philosophie.

## Von der Wiege zur Wiege

Die Skepsis gegenüber dem „Profi“ ist selbstverständlich nicht als Entschuldigung zu verstehen, schlampig und lieblos zu arbeiten. Erst die Kunstfertigkeit des Menschen befreit uns aus der harten Knechtschaft der „natürlicheren“ Lebensformen, die dem Suhlen im Dreck entsprechen – um wieder zur Diskussion unserer Beziehung zur Natur zurückzukehren. Sich die Erde Untertan zu machen, klingt unschön nach zu wenig Demut. Das Gegenstück dazu allerdings, Untertan der Natur zu sein, klingt auch nicht besser. Es wäre doch schade um das menschliche Potential, würde es absurden Vorstellungen von Natürlichkeit geopfert, wie dies manch‘ moderne Ökoreligion fordert.

Ein gutes Beispiel für diese menschenfeindliche Denke ist folgender skandalöser Inhalt eines Kinderspiels zur ökologischen „Sensibilisierung“: Die Quizfrage lautet

Was ist grüner? Fett und unsportlich oder schlank und gesund sein?

Die Antwort ist vermeintlich differenziert, aber eigentlich bitterböse. Leider handelt es sich nicht um schwarzen Humor, sondern ist wohl ernstgemeint:

Obwohl fette Menschen etwas mehr Energie als schlanke Menschen konsumieren, werden sie nicht so lange leben und daher weniger natürliche Ressourcen konsumieren.<sup>21</sup>

Derselbe Hersteller produziert Puzzles, auf deren Stücke Blumensamen laminiert sind. Diese Samen sollen durch die potentiell daraus wachsenden Blumen den ökologischen Fußabdruck der Puzzles auf Null reduzieren. Das ist natürlich vollkommen unökologischer Kohlenstoff-Ablaßhandel, der an Voodoo erinnert. Wer kommt denn auf die Idee, Puzzles einzupflanzen?

Was nach einer absurden Verschwendung von Material und Energie aussieht, basiert auf einer Idee, die gegenwärtig wachsende Beachtung findet. Dieser Idee erscheint sehr sympathisch, allerdings versteht man unter einer „Idee“ heute in der Regel etwas anderes: Es geht primär um mediale Aufhänger mit Hype-Potential. Das sind dann die sogenannten „sozialen Innovationen“,

nicht weil sie neu sind, sondern weil sie in den Mechanismen des Massenkonformismus greifen können. Die „Idee“, auf die ich anspiele, ist das *Buzzword* vom *Cradle-to-Cradle*. Dieses Konzept, mit dem der amerikanische Architekt William McDonough und der deutsche Chemiker Michael Braungart reüssieren. Gemeint ist der Ansatz, daß Produkte so konstruiert werden sollten, daß ihr Abfall wiederum ein Rohstoff ist und nichts Todbringendes in ihrem Lebenszyklus anfällt. Alles sollte im besten Falle wiederverwertet, kompostiert oder zumindest schadstofffrei verbrannt werden können. Produkte sollten also nicht in der Totenbahre von Endlagern und Schadstoffen enden, sondern die Wiege für neue Produkte abgeben.

Die Größe der Versprechungen hat mich dabei sogleich skeptisch gemacht. Jede Woche gibt es irgendeinen neuen Hype um den nächsten Weltrettungsplan, der sofort und umfassend umgesetzt werden muß. Es sei zu spät, darauf zu warten, daß die Menschen ihr Leben ändern, die einzige Hoffnung bestünde darin, den Ret-

tungsplan so groß wie möglich zu dimensionieren, so schnell wie möglich umzusetzen und so zentral wie möglich zu steuern. Der Bestseller von McDonough und Braungart machte mich schon skeptisch: Das Buch ist aus Plastik, was als große Öko-Innovation verkauft wird.<sup>22</sup> Man müsse nur die Tinte wegerhitzen, sodann könne das Plastik zu einem neuen Wegwerf-Klump umgeschmolzen werden. Warum sich jemand diese Mühe machen sollte, ist nicht einsichtig. Das Material selbst ist natürlich nicht kompostierbar (im Gegensatz zu echtem Papier). Das Buch ist dafür „wasserdicht“, bleibt aber beim Lesen nicht geöffnet – so wie die billigsten Schrott-Paperbacks. Der Inhalt ist motivierend, die Grundidee sympathisch, konkrete Anleitungen fehlen aber vollkommen. Im Grunde handelt es sich um eine Werbebroschüre für das Beratungsunternehmen der Autoren.

Schon skeptisch gestimmt, sah ich mir einen als Dokumentation getarnten Werbefilm an, der schöne Visionen enthält.<sup>23</sup> Ein Projekt machte mich jedoch so



stutzig, daß ich nicht locker ließ, bis ich auf eine bittere Auflösung stieß, die den gesamten „Hype“ endgültig zu Staub zerfallen läßt. Zumindest die „Idee“ erweist sich somit als hervorragend kompostierbar und könnte in der Tat die Wiege für Besseres bieten.

In besagtem Film sah man die feierliche Eröffnung eines Modell-Dorfes in China, das mit der Beratung von McDonough geplant worden sein soll. Dies wurde als wegweisender erster Schritt gepriesen, wie für Abermillionen von Chinesen im Zuge des nächsten revolutionären Fünfjahresplan neue und moderne Öko-Häuser geschaffen werden könnten. Die Tochter von Deng Xiao-Ping war daran beteiligt und die staatliche Fernsehsprecherin pries die Weitsicht der Partei. Das Dorf selbst erschien mir sofort trotz vorteilhaftester Aufnahmen und massiver Propaganda als so üble Angelegenheit, daß sie an ein Verbrechen grenzt. Häßliche, vollkommen identische Häuser mit winzigen, trostlosen „Gärten“, direkt nebeneinander aufgefädelt, mitten im Nichts. Der Vorzeige-Bewohnerin rutschte raus, daß

sie für „normale“ Menschen wohl noch dazu viel zu teuer wären. Der umjubelte Öko-Aspekt bestand darin, daß die Wände dank des teuren *Consulting* aus den USA nicht aus Ziegeln, sondern aus Sand und Stroh bestanden.

Die Realität, so fand ich heraus, ist sogar noch übler, als ich vermutet habe. Die Häuser stehen bis heute leer und verrotten. Sie waren Häusern aus der trostlosen amerikanischen *Suburbia* nachempfunden, hatten winzige Ziergärten und Garagen! Obwohl nur vier der 1.400 Dorfbewohner ein Auto haben und als Landwirte mit den gräßlichen, lächerlich kleinen Vorhöfen keinesfalls überleben können. Die Energie für das Musterdorf sollte aus einer Biogasanlage kommen, in der die landwirtschaftlichen Abfälle verheizt werden sollten. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, herauszufinden, daß diese „Abfälle“ den Ziegen verfüttert wurden, die ohne diese Reste im Winter verhungern würden. Welch bittere Ironie, daß der Cradle-to-cradle-Hype hier genau das zerstört hat, was er als große Innovation

hinausposaunt (und als „Marke“ schützen ließ). Die Häuser, die für je 3.500\$ geplant waren, kosteten letztlich 12.000\$, wie dies bei Staatsaufträgen die Regel ist. Das ist das Zehnfache des dortigen Jahreseinkommens. Nur zwei Familien sind überhaupt jemals in das „Musterdorf“ eingezogen, und das nur, weil ihre Häuser niederbrannten. Sie mußten alte Ölöfen nutzen, weil die „alternativen Energiequellen“ nicht funktionierten.<sup>24</sup>

Genauso verhält sich bei allen anderen im Werbefilm präsentierten Projekten – ohne Ausnahme jedes eine Farce. In unserer oberflächlichen, atemlosen, mediengeilen Zeit ist das natürlich vollkommen irrelevant. Großunternehmen, Politiker und Hollywood-Promis buttern sofort Geld in den neuen Weltrettungsplan, weil sie die positive Öffentlichkeitswirkung erahnen. Ford ließ sich so von McDonough für zwei Milliarden Dollar die Dächer ihres größten Werkes begrünen; Geld, das dem Verkauf von Produkten und der Aufnahme von Krediten stammt, die das glatte Gegenteil jeder Nachhaltigkeit darstellen. Stolz verkündet der

Manager, daß sie damit Millionen Dollar an Regulierungskosten eingespart hätten.

Nun habe ich freilich nichts gegen Begrünung, nicht einmal etwas gegen die Grundidee oder deren Proponenten. Ich bin davon überzeugt, daß die geschickte Imitation der Natur ein riesiges Potential bietet, das eine zugleich menschen- und naturferne Technik, die auf effiziente Massenslösungen hin ausgerichtet ist, bislang weitgehend übersehen hat. Ich würde dieses Potential aber eher in verlorenem oder verloren gehendem Wissen vermuten als in Innovationen. Der Innovationsbetrieb hängt zu sehr am Subventionstropf, sodaß ihm oft der Blick für Knappheiten und menschliche Dimensionen fehlt. Ich habe meine Skepsis hinsichtlich der „Wissensgesellschaft“ schon erwähnt. All die Machbarkeiten und all das fabrizierte Wissen sind sinnlos, wenn sie in das persönliche Wirken beschränkter Menschen keinen Eingang finden können, sondern weiter entpersönlichen und entfremden. Heutige Forscher forschen in der Regel ihren Auftraggebern zu:

aufgeblähten staatlichen Apparaten und Großkonzernen. Wie der einzelne Mensch in seinem konkreten Umfeld sein Leben verbessern kann, ist dabei nicht von Interesse. Darum halte ich Dilettantennetzwerke wie jenes rund um das wunderbare MAKE Magazine in den USA<sup>25</sup> (gibt es eine europäische Entsprechung?) für wissenschaftlich wertvoller als etwa die Technische Universität, an der ich unter anderem studierte. In eine ähnliche Richtung scheint das *Metalab*<sup>26</sup> in Wien zu gehen, auf das mich Paul Böhm hinwies, ein sogenannter *Hackerspace*, in dem IT-geeks Infrastruktur teilen, Gedanken austauschen und nach Lust und Laune bei Projekten kooperieren. Leider hat sie das sozialdemokratische Regime schon an den Tropf gehängt. Ich vermute, daß auf diese Weise rasch blasenwirtschaftliche Überlegungen dominieren werden, die auch den *start-up*-Sektor ruinieren. Damit meine ich: die Konzentration auf das Erzeugen hipper Blasen mit fremdem Geld.

Braungart ist zweifellos ein talentierter Chemiker, der sich in seinen Betonungen angenehm von Öko-Dogmatikern unterscheidet. Was mir sauer aufstößt, ist diese ewige Überdehnung von Ideen, diese Wichtigtuelei, die hohlen Phrasen; daß sofort aus jedem Ansatz eine Ideologie gemacht werden muß. Diese Ideologien sind in ständigem Konkurrenzkampf um knappe Aufmerksamkeit und natürlich Geld. Kein Wunder, daß diejenigen, die das Nullwachstum zu ihrer Ideologie überdehnt haben, Verschwendungsideologen wie Braungart feindlich gesinnt sind. Beides ist als Ideologie Unfug. Man kann sich nicht „gesund schrumpfen“, wenn das Schrumpfen zum Ziel wird; dies ist nämlich schon an sich krankhaft. Die entsprechenden Ideologen hoffen wohl unbewußt auf Pöstchen als Politikommissare, wo sie aus ihren zentralistischen Steuerungszentralen „Wachstum beschränken“ dürfen. Der nächste Fünfjahresplan: 10% weniger Produktion, 10% weniger Energieverbrauch, 10% mehr Glück. Das ist ein Befehl!

Die Verschwendungsideologie von Braungart ist ebenso verfehlt. Er möchte von dem üblichen Öko-Schuldkult befreien, was für einen Deutschen durchaus eine zu würdige Einstellung ist. Seine Befreiungsideologie sieht so aus: Wenn jeder Abfall unbedenklich wird (weil sein Unternehmen endlich den globalen Billionen-Auftrag zur Weltrettung erhalten hat), dann können wir ungehindert und ohne schlechtes Gewissen konsumieren und wegwerfen, wieviel wir wollen. Als ob die Wegwerfgesellschaft dadurch besser wäre, daß sie letztlich nur Humus hervorbringt. Er hat vollkommen recht, daß es absurd ist, Wegwerfartikel aus Materialien zu erstellen, die Jahrtausende als nicht weiter nutzbare Problemstoffe überdauern. Die Gegenideologie, alles wegwerfbar zu machen, ist aber ähnlich verfehlt und ignoriert zudem den Energie- und Transportaufwand.

Ich bin stets skeptisch, wenn ich Bio- und Öko-Produkte sehe. In unserer oberflächlichen Welt können wir jenen, die uns etwas verkaufen wollen, leider kaum noch vertrauen; insbesondere jenen nicht, die missiona-

rische Ambitionen haben, die für ideologische Scheuklappen sorgen können.

## Saftlose Entsafter

Ich trinke täglich frisch gepresste Fruchtsäfte, so machte ich mich auf die Suche nach der besten Entsaftungsmöglichkeit. Mein alter Zentrifugalentsafter ist schwierig zu reinigen und stinkt nach Kunststoff. Für Zitrusfrüchte schien mir das alte Hebelpressenprinzip am besten geeignet. Doch leider enttäuschte ein günstiges und einfaches Produkt dieser Art: Die Saftausbeute ist extrem gering, was in einem Land, in dem kaum Zitrusfrüchte wachsen, eine zu große Verschwendung ist. Auch wenn der dabei entstehende *waste* laut dem *Cradle-to-Crade*-Ansatz guter *waste* ist, bleibt es *waste*. Auf englisch verwendet man nämlich dasselbe Wort für Abfall und Verschwendung, was den Ausdruck erwähnter Philosophie ziemlich erschwert. Aber sie ist ja ohnehin nicht ganz richtig; die nur halb entsafteten Orangen sind zwar perfekt kompostierbar, aber es bliebe ein



frevelhafter Umgang mit der Energie, die dazu nötig ist, mir diese wunderbaren Früchte zugänglich zu machen. Es ist freilich auch eine Sünde wider den Klimagott, aber für mich wiegt verschwendete menschliche Energie und vergiftetes menschliches Klima viel schwerer als jedes Ressourcenmitleid.

Die erwähnte Hebelpresse ist trotz einfachen Prinzips eine Fehlkonstruktion. Am anonymen Produzentenkollektiv, das dieses Potemkinsche Produkt hervorgebracht hat (wie ich dies in einer frühen Ausgabe der Scholien nannte), würde ich gerne mal zur Läuterung die Presse ansetzen, dafür wäre sie besser geeignet. Größere und teurere Gastronomievarianten arbeiten vermutlich effektiver, aber darauf möchte ich nicht mehr vertrauen. Den besten Dienst leistet da doch noch die motorisierte Zitronenpresse. Für anderes Obst und Gemüse studierte ich lange alle angebotenen Geräte. Die Auswahl ist so groß, daß das Vertrauen sinkt. Unmengen stromfressende, hochgepriesene, teure und „gestylte“ Plastikmaschinen. Ich stieß auf Nährstoffanalysen, die sehr hohe

Unterschiede belegen wollen. Zentrifugenentsafter führen offenbar zu einer markant niedrigeren Nährstoffausbeute. So hantelte ich mich von Gerät zu Gerät weiter, die Preise stiegen dabei in schwindelerregende Höhen. Endlich schien der perfekte Entsafter gefunden. Handelspreis: 2.500 US\$ ohne Versand aus den USA<sup>27</sup>. Dies ist wohlgerneht ein Gerät für den privaten Gebrauch, gastronomische Geräte kosten oft noch ein Vielfaches. Das Prinzip des Geräts ist aber ein erstaunlich einfaches; am Ende all der technischen Verfeinerung und des Designs erfolgt hier eine Rückkehr zu den uralten Grundprinzipien der Safterstellung. Ich fühlte mich bei dieser Erkundung von der Haushaltsgeräteindustrie etwas auf den Arm genommen. Das Prinzip, das die höchste Saft- und Nährstoffausbeute liefert, ist nämlich genau jenes simple Prinzip, nachdem Bauern immer schon Säfte herstellten: Das Obst zerkleinern und in einer Saftpresse ausdrücken. Daß es dafür keine einfacheren und günstigeren Lösungen für daheim gibt, irritiert. Tausende hochtechnisierte Entsafter, die bei

näherer Betrachtung groteske Fehlkonstruktionen sind, finden sich im vermeintlichen Super-Markt-Angebot, aber das schlichte und funktionelle nur noch, wenn überhaupt, in winzigen Nischen des Hochpreissektors – ein Umstand, auf den ich so oft stoße und der aus mir einen extremen Konsumverweigerer macht.

All die Zertifikate können mir gestohlen bleiben. „Fair“-Produkte meide ich aus Prinzip, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, wieviel Unsinn und sogar Wahnsinn in der Entwicklungshilfe beheimatet ist. Weltverbesserern traue ich nicht über den Weg. Die wenigsten verstehen, was vor ihrer eigenen Haustüre passiert. Da wollen sie wissen, was Menschen in fremden Kulturen am anderen Ende der Welt hilft? Überall viel heiße Luft, viel konsumierbares „Engagement“. Wenn sich junge Menschen heute überhaupt „engagieren“, dann klingt das so:

Voll arg, da müßte man etwas dagegen tun. Kann bitte jemand eine Facebook-Gruppe aufmachen, der ich beitreten kann?

Kein Scherz, habe ich so gelesen. Für jene, die sich dem bisher erfolgreich entziehen konnten: Eine *Facebook*-Gruppe ist eine Art Kettenbrief ohne Inhalt (um es etwas sarkastisch auf den Punkt zu bringen).

Ich bin da keinesfalls ein besonders mustergültiges Beispiel, aber ich bemühe mich zumindest *to practise what you preach* (was irrsinnig schwierig ist und viel Geduld erfordert). Aber ich kann es mir nicht verkneifen, nochmals mit dem Finger auf den vielgescholtenen *Cradle-to-Cradle*-Architekten McDonough zu zeigen. Ich fühle mich schlecht dabei, das zu tun, und möchte keinesfalls den Menschen dahinter abwerten oder mich über ihn stellen. Er hat zweifellos schon viel mehr bewegt und aufgebaut als ich. Aber ich halte folgenden Ausschnitt aus einem Interview mit ihm für eine wichtige Lehre darüber, daß *talk cheap* ist, wie die Amerikaner sagen:

Aber auch sein 1950er-Jahre-Haus, gesteht der Architekt nach einer langen, unangenehmen Pause, sei kein Modell für Nachhaltigkeit. Es sei eher „was ich ein Haus nennen

würde, das meine Familie beherbergt, während ich über das Haus träume, in dem ich wirklich leben möchte.“ Sein gesamter suburbaner Lebensstil hat wenig Ähnlichkeit mit der perfekten Öko-Welt, die er auf der Bühne beschreibt. „Ich kaufe aber bei Whole Foods [einer riesigen Öko-Supermarktkette] ein und so ...“. sagt er.<sup>28</sup>

Beachtlich daran finde ich, daß er mit den typischen Schreckensszenarien dafür Werbung macht, sofort und koste es was es wolle, die gesamte Ökonomie auf *Cradle-to-Cradle* umzustellen (was auch immer das konkret bedeuten soll), in seinem eigenen Leben aber ganz andere Prioritäten offenbart. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß er aufgrund des rechtzeitigen Markenschutzes ein großes Vermögen mit Lizenzierung verdient (sowie 50.000 \$ pro Vortrag) und die Gestaltung von Häusern seine Profession ist. Das Leben im amerikanischen *Suburbia* zwischen Auto, Einkaufszentrum und dauergekühlten Wegwerf-Häusern ist der deutlichste Gegenentwurf zu jeder Öko-Ideologie, egal welcher Geschmacksrichtung.

Sich Gedanken über die Auswirkungen unseres Handelns auf die Umwelt zu machen, ist wichtig und richtig, solange es nicht zu einer Öko-Neurose übertrieben wird, die das Handeln lähmt. Meine Vorliebe für Fruchtsäfte und Obst ließ mich abseits von der Entsafterfrage auch auf andere Probleme in dieser Hinsicht stoßen. Ich entdeckte wunderbare Fruchtsäfte aus der Türkei, die ein aufstrebender türkischer Unternehmer nach Österreich importiert.<sup>29</sup> Ich war kurz davor, viele Kisten davon zu bestellen, doch dann zögerte ich. Wiegt mein Bedürfnis schwer genug, dafür den Transport von Glasflaschen auszulösen? Diese Frage stelle ich mir nicht, weil ich mich meines „Fußabdruckes“ schäme; ich versuche bloß Maß zu halten. In unmittelbarer Nähe werden ganz hervorragende Fruchtsäfte produziert, da scheint es absurd, Säfte über Tausende Kilometer heranzukarren. Doch ich liebe nun einmal orientalisches Obst wie Granatäpfel und Maulbeeren – Säfte daraus bekomme ich hier keine.

Auch für exotische Früchte habe ich eine Leidenschaft. Eugen hat auf den Hinweis unseres Kollegen Stefan Sedlacek über einen Internet-Anbieter, der nun auch Österreich bedient, Obst direkt aus Sri Lanka und Thailand bestellt.<sup>30</sup> Die Preise dafür sind gesalzen, doch Eugen ist hochzufrieden. Er habe noch nie so gutes Obst gegessen. Das Obst wird möglichst erntefrisch verschickt und wächst wild oder in Permakultur. Was sehr „bio“ erscheint, ist aber wohl alles andere als „öko“. Ist es angemessen, Obst um den gesamten Globus zu schicken?

Ich möchte hier vor allzu engstirnigen Schuldgefühlen warnen. Die wichtige Frage ist: hat es Maß und Ziel? Der hohe Preis kommuniziert schon, daß damit nicht leichtfertig umzugehen ist. In Massen herbeigeflogenes Obst zu konsumieren, nur weil man partout im Winter Erdbeeren essen muß, ist maßlos. Als besonderer Leckerbissen zur Abwechslung des Speiseplans ist nichts dagegen einzuwenden. Wenn es nicht aus Leichtfertigkeit und Bequemlichkeit geschieht – jener falschen

Wurschtigkeit – dann ist es auch etwas ganz Wunderbares, hierfür die Hand über den gesamten Erdball auszustrecken. Die große Freude, die wir über das schöne und gute Obst empfinden, steht dann im rechten Maß zum Aufwand aller daran Beteiligten. Diese Freude auch ein wenig über den Globus zu verteilen, ist doch großartig!

## Zufluchtsorte

Aufmerksamkeit und Anteilnahme rund um den Globus zu verteilen, sollte aber nur tun, wer im Lokalen festen Boden unter den Füßen hat. Sonst haut es einen mit voller Wucht um – in die Ohnmacht gegenüber dem zu Großen, zu Vielen und zu Weiten. Wer noch nie über einem Stück Obst Freude empfunden hat, suche nicht exotische Gaumenfreuden, sondern beginne beim Nächstliegenden. Ohne eine solche Ortung verliert man sich nur allzuleicht.

Die Sehnsucht nach Orten im metaphysischen Sinne scheint eine weitere Konvergenz unserer Tage zu sein.



Als ich unlängst den Unternehmern Hannes Offenbacher und Rainer Tuppinger davon erzählte, welche Vision wir im Institut für Wertewirtschaft haben, bestätigten beide meine Beobachtung, daß immer mehr Visionen, auch die ihren, in eine ähnliche Richtung wiesen. Es geht darum, einen Ort zu finden und aufzubauen, der eine Insel des Sinns im Ozean der Sinnlosigkeit bietet, umtost von der Brandung des alltäglichen Wahnsinns, aber nicht davon überflutet. Schiffbrüchige ersehnen festes Ufer unter den Füßen. Rainer hat diesen Ort für sich schon fast gefunden und Hannes scheint laufend Orte dieser Art anzuregen und zu prüfen. Beide bemühen sich zudem um Netzwerke, um die nötigen Verbindungen zu schaffen, damit das Inseldasein nicht allzu karg und einsam wird.

Die eben angeführte Metapher habe ich schon in früheren Scholien gezeichnet und kurz Michel Houellebecq als typischen Literaten des existentialistischen Schiffbruchs erwähnt.

Oft erschließt einem die Literatur präzisere Abbilder von Stimmungslagen als dies soziologische Studien vermögen. Während die Intellektuellen im französischen Fernsehen den Erklärungsnotstand über die unbändige Gewalt in den Vororten mit „Erklärungen“ zu füllen versuchen, die ihr eigenes Zerstörungswerk weiter legitimieren, erklärt die zeitgenössische französische Literatur und Musik in oft weitaus stimmigerer Weise. Kunst, wenn sie nicht subventionierte Propaganda ist, bietet dem Konsumenten meist die Dienstleistung eines Spiegels; ob als Spielfeld eigener Wunschbilder oder als kathartische Begleitung bei der Aufarbeitung von *Unwunschkildern* – wie dies Robert Musil bezeichnete.

Ein Paradebeispiel und der erfolgreichste Exponent von in diesem Sinne „spiegelnder“ Literatur ist eben der vom Boulevard zum „Skandalautor“ geadelte Michel Houellebecq. 2005 erschien sein letztes Werk, sein autobiographisches magnum opus: *La possibilité d'une île* (Die Möglichkeit einer Insel).<sup>31</sup> Dabei erweist sich Houellebecq einmal mehr als brillanter Beobachter des

Zeitgeistes. An dieser Stelle ist die Warnung angebracht, daß seine Werke auch stets als Dokumente teilnehmender Beobachtung zu lesen sind. Wer sich von der introvertierten Erzählperspektive blenden läßt und Houellebecqs Werke buchstäblich auffaßt – nämlich als aufrichtige Manifeste einer inneren Überzeugung, läuft Gefahr, daß der übersteigerte Nihilismus und die Lebens- und Menschenfeindlichkeit der Texte auf die eigene Seele abfärbt.

## **Racaille nietzschéenne**

Die heutige französische „Linke“ machte zunächst genau diesen Fehler. Houellebecqs Ausfälligkeiten gegen den „Kapitalismus“ und seine scheinbare „Systemkritik“ öffneten ihm die Salons der Schickeria und ermöglichten den gewaltigen Erfolg seiner Bücher. Darum konnte er auch einen „Skandal“ auslösen, als er plötzlich gegen Gebote der politischen Korrektheit verstieß und sich gegen den Islam exponierte, aber seine autobiographischen Figuren Verständnis für Pädophilie aufbrin-

gen ließ. In seinem letzten Werk hat Houellebecq nichts als Verachtung übrig für jene Idioten, die ihn auf ihrer Seite wähten. Die Hauptfigur ist ein stinkreicher Komiker, der durch Geschmacklosigkeiten den Appetit einer grenzdebilen Masse befriedigt. Daß der Antiheld des Romans für Houellebecq selbst steht, ist mehr als offensichtlich. Dieser resümiert seinen Erfolg bei der „Linken“ so:

*Mon humanisme supposé reposait en réalité sur des bases bien minces : une vague saillie sur les buralistes, une allusion aux cadavres des clandestins nègres rejetés sur les côtes espagnoles avaient suffi à me valoir une réputation d'homme de gauche et de défenseur des droits de l'homme. Homme de gauche, moi ? J'avais occasionnellement pu introduire dans mes sketches quelques altermondialistes, vaguement jeunes, sans leur donner de rôle immédiatement antipathique ; j'avais occasionnellement pu céder à une certaine démagogie : j'étais, je le répète, un bon professionnel. Par ailleurs j'avais une tête d'Arabe, ce qui facilite ; le seul contenu résiduel de la gauche en ces années c'était l'antiracisme, ou plus exactement le racisme antiblancs.*

Die humanistische Gesinnung, die man bei mir vermutete, beruhte in Wirklichkeit auf eher schwacher Grundlage: hier eine sanfte Ausfälligkeit gegen die Tabakhändler, dort eine Anspielung auf die Kadaver von illegalen Negern, die auf die spanische Küste gespült wurden, hatten ausgereicht, um mir die Reputation eines Mannes der Linken und eines Verteidigers der Menschenrechte zu erwerben. Ein Linker, ich? Gelegentlich führte ich in meinen Sketchen Globalisierungsgegner ein, andeutungsweise jugendliche, ohne ihnen eine augenfällig unsympathische Rolle zu geben; gelegentlich konnte ich einer gewissen Demagogie verfallen: ich war, um mich zu wiederholen, ein Profi. Außerdem hatte mein Aussehen etwas Arabisches, was es erleichterte; der letzte verbliebene Inhalt der Linken war in diesen Jahren der Antirassismus oder, genauer, der Anti-Weißen-Rassismus.

Hätte die „Linke“ Houellebecqs vermeintlichen „Anti-Kapitalismus“ etwas genauer gelesen, wäre ihr diese peinliche Vorführung wohl erspart geblieben. Bereits im Buch *Extension du domaine de la lutte* (Die Ausweitung der Kampfzone) machte Houellebecq deutlich, daß sein „Anti-Kapitalismus“ bloß eine Facette seines Anti-Humanismus war und somit nur von wahrhaften

Menschenfeinden begeistert aufgenommen werden sollte:

*Tout comme le libéralisme économique sans frein, et pour des raisons analogues, le libéralisme sexuel produit des phénomènes de paupérisation absolue. Certains font l'amour tous les jours; d'autres cinq ou six fois dans leur vie, ou jamais. Certains font l'amour avec des dizaines de femmes; d'autres avec aucune. C'est ce qu'on appelle la "loi du marché". Dans un système économique où le licenciement est prohibé, chacun réussit plus ou moins à trouver sa place. Dans un système sexuel où l'adultère est prohibé, chacun réussit plus ou moins à trouver son compagnon de lit. En système économique parfaitement libéral, certains accumulent des fortunes considérables ; d'autres croupissent dans le chômage et la misère. En système sexuel parfaitement libéral, certains ont une vie érotique variée et excitante; d'autres sont réduits à la masturbation et la solitude.*<sup>32</sup>

Wie der Wirtschaftsliberalismus - und aus analogen Gründen - erzeugt der sexuelle Liberalismus Phänomene absoluter Pauperisierung. Manche haben täglich Geschlechtsverkehr; andere fünf- oder sechsmal in ihrem Leben, oder überhaupt nie. Manche treiben es mit hundert Frauen, andere mit keiner. Das nennt man das „Marktgesetz“. In ei-

nem Wirtschaftssystem, in dem Entlassungen verboten sind, findet ein jeder recht oder schlecht seinen Platz. In einem sexuellen System, in dem Ehebruch verboten ist, findet jeder recht oder schlecht seinen Bettgenossen. In einem völlig liberalen Wirtschaftssystem häufen einige wenige beträchtliche Reichtümer an; andere verkommen in der Arbeitslosigkeit und im Elend. In einem völlig liberalen Sexualsystem haben einige ein abwechslungsreiches und erregendes Sexualleben; andere sind auf Masturbation und Einsamkeit beschränkt.

Houellebecq schildert nicht nur den gewöhnlichen Verlierertypus. Er bringt eine gesamte Stimmungslage zu Papier, die das innere Empfinden vieler Franzosen detailliert offenbart – wie auch sein eigenes. Und dieses Empfinden berührt zutiefst und macht seine Werke, wenn sie etwas gegen den Strich gelesen werden, so lesenswert. Im selben Zynismus, den Houellebecq stets für seine Mitmenschen bereit hielt, ging er nun an das *Résumé* seines Lebens. Und bekennt sich schuldig. Schuldig, Teil einer gewissenslosen *racaille nietzschéenne*

(nietzscheanischen Bagage) zu sein. Die Romanfigur gibt freimütig zu,

*que l'ensemble de ma carrière et de ma fortune je l'avais bâti sur l'exploitation commerciale des mauvais instincts, sur cette attirance absurde de l'Occident pour le cynisme et pour le mal [...].*

daß ich meine gesamte Karriere und mein gesamtes Vermögen auf der kommerziellen Ausbeutung niederer Triebe aufgebaut habe, auf dieser absurden Begeisterung des Westens für den Zynismus und das Böse [...].

Entschuldigend führt er an, daß er in seinen Werken, so widerwärtig sie auch seien, doch zumindest noch Spuren des Zweifels einfließen ließ (*introduire une certaine forme de doute, d'incertitude, de malaise au sein de mes spectacles, même s'ils étaient globalement répugnants*). Außerdem sei anders in der Kunst kaum noch ein Auskommen zu finden:

*la reconnaissance artistique, qui permettait à la fois l'accès aux derniers financement publics et une couverture correcte dans les médias de référence, allait en priorité [...] à des productions faisant l'apologie du mal – ou du moins remettant gravement en cause les valeurs morales qualifiées de « traditionnelles » [...]*



*Toute forme de cruauté, d'égoïsme cynique ou de violence était donc la bienvenue – certains sujets, comme le parricide ou le cannibalisme, bénéficiant d'un petit plus.*

die künstlerische Anerkennung, die zugleich den Zugang zu den letzten öffentlichen Fördermitteln und eine korrekte Erwähnung in den Referenzmedien erlaubte, ging in erster Linie an Produktionen, die eine Apologie des Bösen boten – oder wenigstens die als „traditionell“ abgekanzelten moralischen Werte auf Schärfste in Frage stellten. [...] Jede Form der Grausamkeit, des zynischen Egoismus oder der Gewalt war daher willkommen – bestimmte Themen wie der Vtermord oder der Kannibalismus waren ein zusätzliches Plus.

Das Segment des *Gore*, der abgestumpften Blutrünstigkeit, beziffert er mit 80% der Subventionssumme. Ironischerweise biete dies zugleich den größten kommerziellen Erfolg als wesentliche Kunstrichtung der Gegenwart.

## Der letzte Mensch

Houellebecq schreibt in seinem letzten Werk stets in der Vergangenheit über die Gesellschaft, denn der Erzähler spricht von einem Zeitpunkt nach dem Ende der menschlichen Zivilisation. Dieser dystopische Charakter macht die Erzählung zusätzlich reizvoll. Das Ende der Zivilisation erfolgt im Buch nach ihrem vermeintlich größten Höhenflug. Dabei überrascht Houellebecq als subtiler Kritiker des Modernitätskults des zeitgenössischen Frankreich, das sich stets als „aufgeklärteste Nation“ gefällt. So macht er sich etwa über jene Journalisten lustig, die das Versterben vieler alter Menschen in der Mordshitze der *canicules* (Hundstage) mit der Leerformel kommentierten, dies sei „eines modernen Landes unwürdig“. Tatsächlich sei dies nur in einem durch und durch „modernen“ Land wie Frankreich möglich, wo die archaische Beziehung zum Nächsten gründlich durch die zeitgemäßere Beziehung zur *Grande Nation* ersetzt wurde.

*La possibilité d'une île* beschreibt in prägnanter Symbolik, wie der übersteigerte Fortschrittsgedanke in Frankreich sein absurdes Ende in pessimistischster Verstocktheit findet. Die „große Erzählung“ (Lyotard) von der besseren Welt, der man in naiver Begeisterung gefolgt war, wollte kein Happy End finden. Wie enttäuschte Kinder im Fernsehsessel sitzen sie noch da, die Bannerträger der versprochenen Gottwerdung des Menschen, regungs- und fassungslos: so schön war das Märchen von „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“, so bitter scheint das Ende. Im Roman bekämpft diese napoleonische Armee ihre Ernüchterung durch ein letztes Aufbäumen, indem die Verheißung konsequent zu Ende geführt wird, und unterzeichnet damit in desillusioniertem Trotz ihr eigenes Todesurteil. (Achtung, *spoiler!* Im folgenden Absatz wird mehr verraten, als ein Erstleser wohl wissen möchte.)

Endlich wird der „neue Mensch“ geschaffen, mit dem das Versprechen wahr werden soll, an das ohnehin niemand mehr glaubt. Eine Sekte züchtet auf Lanzarote

einen genetisch modifizierten Menschentyp heran, der endlich jede Armut aus der Welt schafft: indem er „effizient“ wie eine Maschine kaum mehr Nahrung benötigt. Jede Gewalt verschwindet, indem all die Bedürfnisse, die der Nächste noch für uns erfüllt, durch „optimierte“ Triebbefriedigung ersetzt werden. Dabei passiert das scheinbar Paradoxe: Die „Optimierung“ der sexuellen Befriedigung führt zum Ende der Sexualität. Nachdem der Orgasmus jederzeit und spontan herbeigeführt werden kann, erübrigt sich das Bedürfnis relativ schnell. Genauso erübrigt sich die Menschheit schließlich selbst. In der Konsequenz einer materialistischen Verheißung versinkt der Mensch im Loch absoluter und unentrinnbarer Sinnlosigkeit. Der Anti-Held des Romans eilt im bizarren Ende des Buches bis ans Ende der Welt auf der Suche nach dem letzten Rest von Sinn seiner Existenz. Natürlich wird er nicht fündig. Die als „individuelle Freiheit“ und „Unabhängigkeit“ verkaufte Verhaustierung des Menschen hat ihre letzte Konsequenz in der totalen Entindividualisierung gefunden:

*Quand je dis « je », je mens*, klagt der entmenslichte Erzähler, wenn ich „ich“ sage, lüge ich.

Bei Houellebecq klingt dieser Prozeß der Infantilisierung so:

*ce que nous essayons de créer c'est une humanité factice, frivole, qui ne sera plus jamais accessible au sérieux ni à l'humour, qui vivra jusqu'à sa mort dans une quête de plus en plus désespérée du fun et du sexe ; une génération de kids définitifs. [...] Des plus en plus les hommes allaient vouloir vivre dans la liberté, dans l'irresponsabilité, dans la quête éperdue de la jouissance ; ils allaient vouloir vivre comme vivaient déjà, au milieu d'eux, les kids [...].*

was wir versuchen, ist, eine künstliche, frivole Menschheit zu schaffen, die niemals mehr weder Ernsthaftem noch dem Humor zugänglich ist, die bis zu ihrem Tod in einer immer hoffnungsloseren Suche nach Fun und Sex lebt; eine Generation ewiger Kids. [...] Mehr und mehr würden die Menschen in der Freiheit, in der Verantwortungslosigkeit leben wollen, in dem verzweifelten Streben nach Vergnügen; sie würden leben wollen, wie in ihrer Mitte bereits die Kids leben [...].

Wenn jeder Lebenssinn verloren ist, folgen Selbsthaß und Todessehnsucht. Ohne jede Aufgabe, die über die eigene materielle Existenz hinausweist,

*les joies de l'être humain nous restent inconnaisables, ses malheurs ? l'inverse ne peuvent nous découdre. [...] nous vivons cependant, nous traversons la vie, sans joie et sans mystère [...].*

bleiben für uns die Freuden des menschlichen Wesens unerkennlich, dessen Unglücke hingegen können uns nicht lösen. [...] Trotzdem leben wir, wir durchqueren das Leben, ohne Freude und ohne Geheimnis [...].

Die letzte Stufe des Selbsthasses schließlich ist ein eigenartiger Masochismus. Houellebecq sieht diesen Masochismus im Wesentlichen in der heute populären *deep ecology* (Tiefenökologie) repräsentiert, die ursprünglich hinter dem Konzept des „ökologischen Fußabdrucks“ steht und durch zutiefst menschenfeindliche Ansichten charakterisiert ist.

*certaines adeptes de ces mouvements semblaient même à vrai dire prendre systématiquement le parti des animaux contre l'homme, éprouver plus de chagrin à l'annonce de la disparition d'une espèce d'invertébrés qu'à celle d'une famine ravageant la popula-*

*tion d'un continent. Nous avons aujourd'hui un peu de mal à comprendre ces concepts de « nature » et de « droit » qu'ils manipulaient avec tant de légèreté, et nous voyons simplement dans ces idéologies terminales un des indices du désir de l'humanité de se retourner contre elle-même, de mettre fin à une existence qu'elle sentait inadéquate.*

bestimmte Anhänger dieser Bewegungen schienen sogar tatsächlich systematisch die Partei der Tiere gegen den Menschen zu vertreten, zeigten sich besorgter über die Meldung des Verschwindens einer Gattung wirbelloser Tiere als über jene einer Hungersnot, die die Bevölkerung eines Kontinents ausrottete. Heute [nach dem Ende der Zivilisation] tun wir uns schwer damit, diese Konzepte von „Natur“ und „Recht“, die sie mit so viel Leichtfertigkeit manipulierten, zu verstehen, und wir sehen in diesen Endzeit-Ideologien bloß eines der Indizien für das Verlangen der Menschheit, sich gegen sich selbst zu wenden und ihrer Existenz, die sie als unangemessen empfindet, ein Ende zu bereiten.

Houellebecqs magnum opus verliert sich im Nichts und findet so doch den passendsten Schluß. Das fatale Menschenbild der Gottspieler geht nahtlos vom ur-

sprünglichen Idealismus der paradiesischen Verheißung zur Ernüchterung über, begleitet von einem lustlosen Fröhen jenes Materialismus, der einst Grundlage klassenkämpferischer Ansagen war und nun von einem als „kapitalistisch“ empfundenen System im Übermaße geboten wird. Die Ideale versagten kläglich dabei, die Versprechen einzulösen – und als die Versprechen schließlich zu aller Überraschung ihre Einlösung in „kapitalistischen“ Konsumtempeln fanden, wurde die Leere der Versprechungen und der Ideale nur umso deutlicher. Generationen hatten sich Ideen hingegeben, die nicht nur das Falsche versprachen, sondern es nicht einmal hervorbringen konnten. In der fatalen Kombination planwirtschaftlicher Perspektive und marktwirtschaftlicher Effizienz war die Verhaustierung der stets als „anarch“ verrufenen Franzosen nicht mehr aufzuhalten. Die Französische Revolution hatte einst in unbeschreiblichen Blutbädern den Weg zur Moderne geblasen und in ihrem Hyperrationalismus alles verworfen, das nicht unmittelbar in den Dienst eines rein materia-



listischen „Fortschritts“ paßte. Am Ende blieb nichts übrig außer der Wut über dieses Nichts. Und diese Wut schlägt leicht in Haß um.

## Haß als Lebenszeichen

Wie Houellebecqs Werke ohne diese Stimmungslage der Wut über ein Leben ohne Sinn kaum denkbar wären, so fließt diese Stimmung auch in andere Kunstformen deutlich ein. Insbesondere die Rockmusik als Musik der Wut floriert in Frankreich und bringt fantastische Künstler hervor. Musik, und Kunst im Allgemeinen, lebt eben von starken, authentischen Gefühlen. Ich möchte das Beispiel eines Künstlers herausgreifen, der wie Houellebecq in seinem Wirken den Weg konsequent zu Ende geht. Während oberflächlichere Künstler ihre Wut in eher kindlicher Form durch die immer gleichen kritiklos „kritischen“ Phrasen über das „System“ (wie sie eben auch in jedem Kindergarten nachgeplappert werden) in ihren Songtexten ausdrücken, spiegelt der brillante Musiker Damien Saez<sup>33</sup> ein in authen-

tischer Weise vollständiges Emotionsmuster auch in seiner Musik wieder. Freilich, die Texte kommen auch nicht ohne altbackene klassenkämpferische Weisheiten aus, doch ist ihre Poesie tiefgründig und die Bandbreite der Musik ungewöhnlich breit. Damien Saez besingt, wie ich bereits in früheren Scholien erwähnte, eine *génération ratée*, eine mißlungene, verratene und verlorene Generation. Deren Wut schlägt gelegentlich in Haß um. In einen sinnlosen und pauschalen Haß. Dann werden auch die Klänge rauher, der Rock härter:

<i>Moi j' veux du nucléaire</i>	Ich, ich will Nukleares
<i>J'veux du sexe et du sang</i>	Ich will Sex und Blut
<i>Des bombes dans le RER</i>	Bomben in der S-Bahn
<i>Même si je ne suis qu'un enfant</i>	Auch wenn ich erst ein Kind
<i>Enfant d'une génération ratée</i>	bin/ Kind einer verpfuschten
<i>Vautré devant la télé</i>	Generation/ Lümmelnd vor
<i>On se branle devant les bom-</i>	dem Fernseher/ Holen wir
<i>bardement</i>	uns bei den Bombardements
	einen runter

Während die Kids in den Randbezirken noch richtige Action aufzubieten vermögen, um ihrem Haß Ausdruck

zu verleihen, verfolgt der behütetere Teil das Treiben mit großer Anteilnahme am Fernsehschirm. Die Sympathien sind klar – es ist *unser* Haß. Ingeheim beneiden die Studenten, die nur bei lachhaft konformistischen Demos ein bißchen Wut raus lassen können, die vollends Entwurzelten um ihre effektiveren Möglichkeiten, um Aufmerksamkeit zu heischen, um die eiskalte Liebe von Papa Staat – das letzte was ihnen bleibt. Und nach dem manischen Schub folgt augenblicklich wieder die depressive Ernüchterung. Der Haß über die Sinnlosigkeit kann selbst nicht anders als ebenfalls sinnlos sein. Es gibt keinen Ausweg mehr, am Ende bleibt entweder Gewalt oder Selbstmord:

*Puisqu'elle est condamnée*

*Que de vivre à moitié*

*Notre génération [...]*

*Que de collaborer*

*C'est la fin des poèmes [...]*

*Dans leur monde vendu [...]*

*Mieux vaut tracer la route*

*Mais qu'est ce qu'on attend*

*Traverser la lumière vers*

*pour fuir ?*

*l'étoile perdue*

Denn sie ist verdammt, unsere Generation [...]

Es ist das Ende der Gedichte [...]

Es ist besser, den Weg zu bahnen  
Das Licht zu überschreiten hin zum verlorenen Stern  
Als halb zu leben, als zu kollaborieren  
In ihrer verkauften Welt [...]  
Worauf warten wir denn noch, um zu entfliehen?

Der englischsprachige Refrain bringt diese hoffnungslose Verlorenheit noch deutlicher zum Ausdruck:

*Nowhere to run*

*Nowhere to hide in this world*

*No dream to have anymore in this world*

*No reason to stay that you can believe in*

*No Place For Us*

Nachdem diese betrogene Generation die Augen geöffnet hat, steht sie vor der vollständigen Desillusionierung, die sie zur Flucht vor der Welt drängt – ob in den Konsumrausch, den Drogenrausch oder den Tod. Musikalisch macht Damien Saez dabei den denkbar größten Schwenk: Vom melodischen Rock der offenen Wut über den Hardrock des Hasses, die künstliche Ekstase elektronischer Musik und die Trauer sanfter Balladen hin zur ernüchterten Akzeptanz der Desillusionierung

in großartigen klassischen Piano-Kompositionen. Diese turbulente musikalische Mischung beschreibt in ähnlicher Genialität wie Houellebecq literarisch die Turbulenz der inneren Gemütslage einer Generation, die die Unstimmigkeit der Welt und der präsentierten Erklärungen begreift, aber keinerlei Zugang zu stimmigen Alternativen findet. Diese innere Dissonanz ist schlicht die intellektuelle Fassung des Brodelns in den Seelen der entwurzelten Jugendlichen in den *Banlieues*, die wie Terroristen andernorts verstanden haben, daß die Inszenierung von ein bißchen *Gore* für die Abendnachrichten die einzige Möglichkeit ist, eine Gesellschaft zu erreichen, die Vernunft, Werte und ein sinnerfülltes Leben allzu leichtfertig für das bequemere Dasein von Haustieren in staatlicher Obhut aufgibt und nur noch als triebgeleitete Masse funktioniert, die sich allenfalls noch schwerfällig über „Politiker“ am Puls des „Volksgeistes“ auszudrücken vermag. Prompt reagieren diese verantwortungslosen Verführer auch schon nach dem eingespielten Plan einer unheilvollen Spirale: Die

Brandstifter erhalten mehr „Betreuung“, „Bildung“ und „Arbeitsplätze“ – kurz: Der gefühlskalte Ersatzvater Staat stellt das lauteste, unartigste Kind mit hingeworfenen Süßigkeiten ruhig. Kinder, die so „geliebt“ werden, werden eines Tages ebenfalls unfähig, für andere zu empfinden. Übrig bleibt eine Welt ohne Wert und ohne Sinn: eine wert- und sinnlose Welt, in der es sich zwar leben läßt, aber nicht mehr zu leben lohnt. Eine Welt, in der wir nicht nur nicht wissen, ob wir die Insel eines sinnvollen Lebens in einem Ozean verhängnisvoller Illusionen jemals erreichen können, sondern eine Welt, in der es nicht einmal sicher ist, ob die Möglichkeit einer solchen Insel überhaupt noch besteht.

## **Menschen aus Freilandhaltung**

Wen die Stimmungslage der letzten Seiten erschlagen hat, der lasse sich von mir davon aufmuntern, daß dies keinesfalls meiner Stimmungslage entspricht. Ich wollte mit diesen (ich gebe zu: schon etwas älteren) Zeilen bloß einen Einblick in Gemütslagen in Frankreich

geben, jenem Land, das als Vorreiter einer Entwicklung gelten kann, die von übertriebener Fortschrittsideologie in übertriebenen, ängstlichen Strukturkonservatismus mündet. In Österreich sind die Menschen äußerlich vielleicht mieselsüchtiger, doch innerlich weniger – davor schützt die schon in früheren Scholien beschriebene Wurschtigkeit. Diesmal will ich dieser jedoch etwas Positives abgewinnen: Die Dinge nicht so ernst zu nehmen, wie sie erscheinen.

Natürlich gibt es unzählige Inseln des Sinns. Man muß sie nur sehen oder wagen. Die Sehnsucht nach dem *coming home*, einer Heimkehr im metaphysischen Sinne, liegt jedoch in der Luft. Viele Orte entspringen dieser Sehnsucht und noch viele mehr werden in den kommenden Jahren entstehen.

Ein interessantes Beispiel ist der Ort *Friland* in der Nähe von Århus in Dänemark.<sup>34</sup> Das autonome Dorf wurde 2002 von Steen Moeller gegründet. Er deutet seine Beweggründe so an:

Ich wollte frei sein von Hypotheken, das heißt keine Kredite von Banken oder Kreditinstituten, keinerlei Abfall produzieren und keine Unterstützung vom Staat erhalten. Auf diese Weise wollte ich den Staat ganz loswerden.<sup>35</sup>

Moeller entwirft günstige, umweltschonende Häuser, die von den Bewohnern mit Nachbarschaftshilfe selbst errichtet werden können. Das auf Selbstversorgung, Naturnähe und Einfachheit ausgerichtete Leben in Friland ist auf diese Weise sehr günstig. Jeder neue Siedler muß ein Startkapital von 10.000 € für Haus und Grund mitbringen. Schulden sind verboten. Dann läßt sich mit einem normalen Monatslohn ein Jahr lang gut leben. Die Bewohner genießen sichtlich den Luxus, viel Zeit für sich und ihre Familie zu haben. Das Leben dort scheint hinreichend spannend zu sein, daß das dänische Fernsehen eine regelmäßige Sendung über Friland ausstrahlt.<sup>36</sup>

Dänemark hat mit der *Fristad Christiania* schon eine diesbezügliche Tradition, doch ist die erwähnte „Freistadt“ im Herzen Kopenhagens auch ein negatives Bei-



spiel, wie sich aus solchen Projekten schnell der Sinn verziehen kann und Leere übrigbleibt; die Insel überschwemmt und zum Sumpf wird, in dem die Tritt Suchenden steckenbleiben. *Christiania* entstand 1971 aus dem Geist der 1960er. Die Hippies waren wichtige Vorboten jener Botschaft: Du mußt dein Leben ändern! Leider erlagen sie dem ideologischen Unsinn ihrer Zeit. Viele Hippies faßten doch wieder Fuß in der bequemen Existenz im vermeintlichen „Kapitalismus“, in dem ihre vermeintlichen „linken“ Mitstreiter vom ideologischen Flügel so rasante Karriere machten. So verschwand der einstige „praktische Flügel“ jenes Gesellschaftsänderungsprojektes nahezu spurlos. Zweitklassige Ideologen, deren Karriere auf sich warten ließ, unterwanderten jedes praktische Unterfangen mit zermürender „Basisdemokratie“. *Christiania* nahm in Jahrzehnten jene Entwicklung, die unlängst die wenig glorreiche „Universitätsbesetzung“ in Wien in wenigen Wochen nahm. Heute geht das schneller, weil die ideologische Degeneration schon nahezu abgeschlossen ist. Kaum noch ein

Funke Sinn, Verstand oder auch Originalität ist übrig. Am Ende sitzen nur noch drittklassige Ideologen und Obdachlose im Plenum. *Christianias* Ökonomie bestand schließlich fast nur noch aus dem Verkauf weicher Drogen. Eine Insel des Sinns ist es schon lange nicht mehr, die einstige Insel ist heute noch häßlicher und sinnleerer als die sie umgebende Stadt (die durchaus ihre Reize hat, man verstehe mich nicht falsch).

Rainer Tuppinger hat mich auf ein hochinteressantes Projekt in Österreich aufmerksam gemacht, das in eine ähnliche Richtung wie *Friland* zu gehen scheint: PAN<sup>37</sup> im Waldviertel. Ich werde diese Siedlung, wenn alles gut geht, in Kürze besuchen und davon berichten. Besonders sympathisch ist, daß die am Projekt beteiligten Familien auch eine eigene Schule für ihre Kinder aufgebaut haben. Im Waldviertel tut sich einiges in diese Richtung, die mystische Gegend lockt viele „Alternative“ an. Ein Teil der dortigen Projekte ist zu esoterisch für meinen Geschmack, aber ich habe Hochachtung vor

jeder Initiative, einen eigenen Ort für ein Leben zu schaffen, das sinnvoller erscheint.

Hannes Offenbacher sieht dies wie ich als eine unternehmerische Aufgabe und betont die Rolle von *Teams*. Rainer sucht den Abgleich von Fertigkeiten nach Angebot und Nachfrage innerhalb von Netzwerken. Die Konzentration auf funktionale *Teams* und Netze betont mir aber zu sehr das Unternehmerische im engen Sinn, das heute aus Produktivitätserwägungen allzu selektiv vorgehen muß. Der in diesem Sinne unternehmerische Idealfall ist die Komposition sich ergänzender Fähigkeiten in einem *dream team*. Menschen, deren Fertigkeiten jedoch schon erwiesene Produktivität aufweisen, tragen schon eine *professio* und lassen sich über Märkte besser koordinieren als innerhalb von Unternehmen. Das Wachstum eines Unternehmens ist, so paradox das klingen mag, ein Vorgang der „Entmarktung“. Innerhalb eines Unternehmens gibt es keine Marktpreise. Daher zeigen Großunternehmen dieselben Kalkulationsprobleme wie sozialistische Volkswirtschaften.

Ich bin da näher bei Peter F. Drucker, mit dessen Denken ich mich dank der Empfehlung von Richard Straub nun tiefer befasse. Drucker hatte die Hoffnung, daß Unternehmen in einer sich auflösenden Gesellschaft zu Orten des Sinns werden könnten. Die Aufgabe des Unternehmensgründers und Unternehmensführers sah er demnach insbesondere darin, Gemeinschaften aufzubauen. Die hart erarbeitete und verdiente Autorität des Gemeinschaftsunternehmers könne, so hoffte Drucker zudem, nach und nach die Sinnlücken füllen, die illegitime Macht in die Gesellschaft geschlagen habe. Illegitim war für ihn, so scheint es, die allein auf Gewalt und Manipulation beruhende Macht falscher Staatsführer:

Keine Gesellschaft kann als Gesellschaft funktionieren, wenn sie dem individuellen Mitglied nicht sozialen Status und Funktion verleiht und wenn die entscheidende soziale Macht nicht legitime Macht ist. Ersteres schafft den grundlegenden Rahmen des sozialen Lebens: Zweck und Sinn der Gesellschaft. Letzteres schafft den Raum innerhalb des Rahmens: es konkretisiert die Gesellschaft und schafft ihre Institutionen. Wenn dem Individuum nicht sozialer Status

und Funktion zugestanden werden, kann es keine Gesellschaft geben, nur eine Masse sozialer Atome, die ohne Ziel und Zweck durch den Raum fliegen. Und wenn die Macht nicht legitim ist, kann es kein soziales Gewebe geben, nur soziales Vakuum, das bloß durch Sklaverei oder Trägheit zusammengehalten wird.<sup>38</sup>

In diesem Sinne ist die Funktion des Unternehmensführers im Gegensatz zum bloßen Selbständigen eine politische (im besten und ursprünglichen Wortsinn). Es handelt sich um Projekte, Inseln des Sinns zu schaffen, auf denen Schiffbrüchige Lebensraum finden können.

Nicht viele solcher Projekte überleben länger als eine Generation. In einer Zeit der Illusionen besteht oft keine andere Wahl, als auch allerlei Unfug auszuprobieren und aus dem eigenen Scheitern zu lernen, was einem die Lehrbücher und Medien verschwiegen haben. Oft muß man bei Null anfangen. Die Rehabilitation des verhaustierten Menschen bedeutet hartnäckiges Üben, nach und nach wird es dann leichter und es kehren Erinnerungen wieder.

Um Menschen zu koordinieren, die bereits festen Boden unter den Füßen haben, wissen, wer sie sind, was ihre Aufgabe ist und wie sie ihren Mitmenschen am besten dienen können, eignen sich Märkte besser als kommunitäre Ansätze. Polis-Unternehmen hingegen wecken unbewiesene und daher unbekannte Potentiale. Unbekannt ist das nicht Bekannte: das Un*professionelle*. Rehabilitieren bedeutet „wieder fähig machen“; hier geht es um die Lebensfähigkeit. Damit meine ich keine Überlebenszucht im darwinistischen Sinne, sondern das Wiederfinden eines *Ethos*, was im ganz buchstäblichen Sinne (der Leser erinnert sich) eine Ortungsaufgabe ist: metaphysische Heimkehr. Wer oder was bin ich? Wo bin ich? Weshalb bin ich hier? Drei Fragezeichen sind genau der richtige Schluß für Randnotizen, die kein *end* haben: kein Ende und keinen Zweck. Ich hoffe mein geschätzter Leser teilt meine Freude auf die Rückkehr an diesen Ort. Viel Freude wünsche ich auch derweil beim Üben!

---

<sup>1</sup> Peter Sloterdijk (2009): Du mußt dein Leben ändern. Suhrkamp Verlag. S. 699. [tiny.cc/sloterdijk](http://tiny.cc/sloterdijk)

<sup>2</sup> Rainer Maria Rilke (1911/2001): Neue Gedichte. Adamant Media Corporation. [tiny.cc/rilke507](http://tiny.cc/rilke507)

Lesung des Gedichts "Archaischer Torso Apollos" durch Rilke selbst (Animation). [tiny.cc/rilkeliest](http://tiny.cc/rilkeliest)

<sup>3</sup> Annemarie Schimmel (2008): Sufismus: Eine Einführung in die islamische Mystik. C.H.Beck. S. 107. [tiny.cc/schimmel30](http://tiny.cc/schimmel30)

<sup>4</sup> Eugen-Maria Schulak, Kalokagathia, in: Tiroler Landes Theater. Das Theater- und Konzertjournal, Februar 2010, 11.

<sup>5</sup> Joseph Déjacque, De l'être-humain mâle et femelle. [tiny.cc/dejacque](http://tiny.cc/dejacque)

<sup>6</sup> Stadt Wien: Professor-Dr.-Julius-Tandler-Medaille der Stadt Wien in Silber. [tiny.cc/tandlersilber](http://tiny.cc/tandlersilber)

<sup>7</sup> Julius Tandler (1924): Ehe und Bevölkerungspolitik. Wien/Leipzig: Moritz Perles. S. 8, 17.

<sup>8</sup> Erik Ritter von Kuehnelt-Leddihn (1953): Freiheit oder Gleichheit? – Die Schicksalsfrage des Abendlandes. Salzburg: Otto Müller. S. 376. [tiny.cc/kuehnelt](http://tiny.cc/kuehnelt)

---

<sup>9</sup> Ebd., S. 38

<sup>10</sup> Empfehlenswert zum Beispiel: Wolf Schneider (2009):  
Deutsch für Kenner. Piper. [tiny.cc/schneider](http://tiny.cc/schneider)

<sup>11</sup> Peter Sloterdijk, Regeln für den Menschenpark. (DIE  
ZEIT, 1999). [tiny.cc/menschenpark](http://tiny.cc/menschenpark)

<sup>12</sup> Viktor Frankl (2005): Ärztliche Seelsorge. Wien: Deuticke  
im Zsolnay Verlag. S. 129. [tiny.cc/frankl](http://tiny.cc/frankl)

<sup>13</sup> Andreas K. Winterberger (2002): Plädoyer für eine Gesell-  
schaft freier Menschen. Interview, 1981. [tiny.cc/hayek](http://tiny.cc/hayek)

<sup>14</sup> Interview mit Konrad Lorenz. (DER SPIEGEL, 7. 11.  
1988). [tiny.cc/lorenz](http://tiny.cc/lorenz)

<sup>15</sup> Friedrich Nietzsche (1954): Also sprach Zarathustra. 3.  
Teil. Von der verkleinernden Tugend. [tiny.cc/nietzsche](http://tiny.cc/nietzsche)  
Volltext im Netz: [tiny.cc/zarathustra](http://tiny.cc/zarathustra)

<sup>16</sup> Peter Sloterdijk, Regeln für den Menschenpark. (DIE  
ZEIT, 1999). [tiny.cc/menschenpark](http://tiny.cc/menschenpark)

<sup>17</sup> Peter Drucker Society. [druckersociety.at](http://druckersociety.at)

<sup>18</sup> Peter F. Drucker, The Age of Social Transformation. (The  
Atlantic Monthly, November 1994. [tiny.cc/druckerage](http://tiny.cc/druckerage)



- 
- <sup>19</sup> Albert Jay Nock (2007): The Theory of Education in the United States. Auburn: Ludwig von Mises Institute. S. 98. Ausgabe von 1969. [tiny.cc/nock](http://tiny.cc/nock)
- <sup>20</sup> Nähere Informationen zu den Forschungspreisen: [wertewirtschaft.org/forschung/](http://wertewirtschaft.org/forschung/)
- <sup>21</sup> Frage aus dem Spiel „The Green Game“. [tiny.cc/greengame](http://tiny.cc/greengame)
- <sup>22</sup> William McDonough (2003): Cradle to Cradle: Remaking the Way We Make Things. Macmillan. [tiny.cc/mcdonough](http://tiny.cc/mcdonough)
- <sup>23</sup> “Food is waste” von Rob van Hattum. [tiny.cc/hattum](http://tiny.cc/hattum)
- <sup>24</sup> Danielle Sacks, Green Guru Gone Wrong. (Fast Company.com, 13. 10. 2008). [tiny.cc/sacks677](http://tiny.cc/sacks677)
- <sup>25</sup> MAKE Magazine: [makezine.com](http://makezine.com)
- <sup>26</sup> Metalab, Wien: [metalab.at](http://metalab.at)
- <sup>27</sup> “The Norwalk Hydraulic Press Juicer”: [www.nwjcal.com](http://www.nwjcal.com)
- <sup>28</sup> Danielle Sacks, Green Guru Gone Wrong. (Fast Company.com, 13. 10. 2008). [tiny.cc/sacks677](http://tiny.cc/sacks677)
- <sup>29</sup> Granatapfelsaft aus der Türkei. [www.red-more.com](http://www.red-more.com)
- <sup>30</sup> Direktimport tropischer Früchte [www.passion4fruit.com](http://www.passion4fruit.com)

- 
- <sup>31</sup> Michel Houellebecq (2005): Die Möglichkeit einer Insel. Rowohlt Tb. Alle folgenden Zitate, sofern nicht anders angeführt, aus diesem Buch. [tiny.cc/michelh](http://tiny.cc/michelh)  
Französische Ausgabe. [tiny.cc/uneile](http://tiny.cc/uneile)
- <sup>32</sup> Michel Houellebecq (2006): Ausweitung der Kampfzone. Dumont Buchverlag. [tiny.cc/kampfzone](http://tiny.cc/kampfzone)  
Französische Ausgabe. [tiny.cc/lutte](http://tiny.cc/lutte)
- <sup>33</sup> Damien Saez (2002): God Blesse (Doppel-CD).  
[tiny.cc/saez](http://tiny.cc/saez)
- <sup>34</sup> Dänischsprachige Seite von Friland. [tiny.cc/friland](http://tiny.cc/friland)
- <sup>35</sup> Ralph-Jürgen Schönheinz, Das autonome Dorf Friland (BR-Online, 5. 9. 2009). [tiny.cc/dorf](http://tiny.cc/dorf)
- <sup>36</sup> Sendung des dänischen Staatsfernsehens über Friland:  
[tiny.cc/sendung](http://tiny.cc/sendung)
- <sup>37</sup> Das PAN-Projekt bei Gmünd im Waldviertel: [www.pan.at](http://www.pan.at)
- <sup>38</sup> Peter F. Drucker (1942): The Future of Industrial Man. New York: The John Day Company. S. 28. Reprint von 1995.  
[tiny.cc/druckerman](http://tiny.cc/druckerman)